
UC-NRLF
$B 303 985


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848.

Erster Band.

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

An

Frau Therese von Lützow,

geb. von Struve,

in

Batavia.

Als Freunde mir im Anfang des vorigen Jahres riethen, die Briefe, welche jetzt gedruckt vor mir liegen, zu sammeln, und sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil sie ein allgemeineres Interesse haben könnten, zögerte ich dies zu thun und theilte Dir, meine Therese! die Bedenken mit, welche sich dagegen in mir regten. Es schien mir, als müsse eine plastisch abgerundete Form auch für solche Darstellungen gewählt werden, als sei überhaupt so viel über jenes Jahr aufgezeichnet, daß der Wunsch, noch mehr darüber zu hören, nicht lebhaft sein könne. Jene Freunde blieben aber, trotz dieser Einwendungen, bei ihrer Meinung, Du stimmtest ihnen bei, und ich entschloß mich endlich zur Herausgabe der Briefe,

da ich mir anderer Seits aus eigener Erfahrung sagen durfte, daß oft kleine Züge, welche unter dem Eindruck des Augenblickes wahrheitstreu festgehalten wurden, später eine größere Bedeutung haben können.

Wie dem nun sei, wie die Lesewelt das Buch aufnehmen möge, Dir wird es lieb sein, als Erinnerung an ein Jahr, das wir fast ganz mit einander zugebracht haben; es wird Dich freuen, weil sich Dir alle unsere guten Stunden in Paris, Berlin, Hamburg und Frankfurt wieder beleben werden, wenn diese Blätter Dich in Deiner neuen palmenumschatteten Heimath erreichen.

So gehe das Buch denn zu Dir, meine Therese! als ein Gruß aus Europa, als eine Gabe der Liebe, als eine Erinnerung an mich.

Berlin, den 18. Januar 1850.

Fanny Lewald.

Inhalt.

Reise von Oldenburg nach Paris.

Der März in der französischen Republik.

Seite

Reise von Oldenburg nach Paris.

1.

Bremen, den 28. Februar 1848.

Heute früh habe ich Oldenburg verlassen und es scheint, als ob ich mit dem ersten Schritte aus der kleinen, stillen Residenz gleich in eine neue Welt voll Wunder versetzt werden sollte. — Die Republik proklamirt in Paris!

In tiefster Friedenssicherheit war ich am Morgen durch die Straßen von Oldenburg gegangen. Wie still und ruhig gefestet sah die Welt aus. Alle Laden der kleinen, zum Theil aus rothen Backsteinen gebauten Häuser waren geschlossen;

ein schlaftrunkener, vierschrötiger Postillon zog mit vier schwerfälligen Pferden zur Post; der Stalljunge sang ein plattdeutsches Lied. An der Hauptwache, dem Schlosse gegenüber, ging zwischen den beiden Kanonen die Schildwache auf und nieder. In der Baumallee, auf dem räumigen Schloßplatz Alles still; das wunderliche Schloß, mit seinen Anbauen und Thürmchen wie im Morgenschlafe träumend. Der Frieden ruhiger Einförmigkeit lag über Oldenburg ausgebreitet, und ich hatte mich während meines zehnwöchentlichen Aufenthalts so heimisch in dieser Existenz gefühlt, daß ich mich beinahe fürchtete vor den heftigen Aufregungen, vor den gewaltigen Eindrücken, die in Paris meiner warteten.

Auf dem kleinen Dampfschiffe, das uns die Hunte und Weser entlang nach Bremen führen sollte, waren nur wenige Leute. Der Mond stand noch hoch am Himmel und beleuchtete den engen Hafen, die holländischen Mühlen, die niedrigen

aus Wiesenland bestehenden Ufer der Hunte. Trockenes Schilf, melancholisch im Morgenwinde schwankend, neigte sich zu den Eisschollen nieder, welche vereinzelt umhertrieben. Wir gingen in die Kajüte hinab, nachdem wir den Zurückbleibenden die letzten Grüße zugewinkt hatten. Während der Fahrt bildete Paris fast ausschließlich den Gegenstand unserer Unterhaltung. Das Reformbankett, Guizot's starres Verhalten, Louis Philipp's trotzige Sicherheit wurden besprochen, und man nahm als gewiß an, daß die Reform durchgehen, die Krone nachgeben werde. Ich erwartete eine bewegte, eine interessante Zeit in Paris.

So langten wir in Bremen an. Aber kaum hatten wir den Fuß aus dem Dampfschiff auf die Erde gesetzt, als uns Doktor Andree mit einem Zeitungsblatte in der Hand entgegentrat. »Louis Philipp ist geflohen! Die Republik ist proklamirt in Paris! Und hier, lesen Sie!« Ich nahm das

Zeitungsblatt und las unter den Namen der provisorischen Regierung: »Albert, ouvrier!«

Eine neue Aera beginnt. Was wird sie den Franzosen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kann's nicht glauben. Mörderische Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menschheitsvereinigung, im Leben zu verwirklichen versucht hat. Jemand todtschlagen, weil er nicht unserer Meinung ist, oder weil er diesseits und wir jenseits des Flusses wohnen; weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das Alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzustande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander ist der letzte Rest thierischer Rohheit und muß verschwinden von der Erde. Ich glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an das Bestehen der Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erin-

nerungen knüpfen sich an den männlichen Klang dieses Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris. Ich möchte sehen, wie ein Volk sich einrichtet, wie es sich den Staat gestaltet, nachdem es sich reif erklärt hat zu freier Selbstbestimmung. Welche Eindrücke stehen uns in Paris, diesem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor!

2.

Bremen, den 29. Februar.

Es ist ein großer Mangel der Sprachen, daß Männer und Frauen sich derselben Worte zur Bezeichnung ihres Glückes bedienen, da doch dies Glück selbst so wesentlich von einander verschieden ist. Das habe ich gestern recht im Bremer Rathskeller empfunden und bedacht.

»Ueberirdisch glücklich!« seufzt eine sentimentale, hellblonde Deutsche in ihrer unirdischen Erhabenheit — und ein Mann, der alle lachenden Erinnerungen froher Trinkgelage in den düstern

unterirdischen Kellergemächern Deutschlands im Gedächtniß liebend bewahrt, spricht gedankenlos das »überirdisch glücklich!« nach, statt »unterirdisch glücklich« zu sagen.

Mein Leben lang hatte ich vom Bremer Rathskeller, von den Hamburger Austernkellern gehört; unzählig oft Hauff's und Heine's Phantasien an den Bremer Rathskeller gelesen und deutlich standen mir Heine's Worte in der Seele:

»Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender,
Denn all' die stolzen Leviten des Tempels.

— — — — —

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!

Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Und meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Da kam ich im letzten December nach Bremen an einem hellen Sonntage, und durchwanderte in Gesellschaft lieber Freunde die schöne, aufblühende Stadt, die sich um den ernsten Kern der Altstadt in hellen, lichten Straßen ausbreitet, wie eine blätterreiche Blume um ihren dunkeln Kelch.

Das Rathhaus ist ein schönes Gebäude. Arkaden stützen den ersten Stock, und unter den reich verzierten Steinbogen dieser Arkaden steigt man die Treppe hinab in die geweihten Hallen des Bremer Rathskellers.

Ich hatte die ganzen Zurüstungen mittelaltriger Poesie in mir zurecht gelegt — das deutsche

unterirdische Mittelalter stand im Vorgrunde meiner Seele, von den Versammlungsorten der heiligen Fehme auf der rothen Erde, bis zu der wunderbaren unterirdischen Synagoge zu Prag. Ich sah hanseatische Handels- und Rathsherren in breitschnabligen Schuhen, im schwarzen Gewande, die goldene Ehrenkette unter der weißen Halskrause; ich sah den dicken Wirth, den Tyrannen und Hofnarren seiner Gäste; ich sah die »Meister der Zünfte« versammelt vor dem Rathhause, schon damals die Kämpfe der Jetztzeit beginnend — aber die nüchterne, glattgeweißte Prosa der übertünchten Wände machte die bunten phantastischen Bilder verschwinden.

Einer unserer Begleiter, auf dessen lebensfrohem Gesichte, in dessen hellen Augen ein ganzes ungedrucktes und doch oft in Scene gesetztes Werk, »über die Kunst fröhlicher Gelage,« zu lesen wär, sah ganz bestürzt den Ausdruck der Enttäuschung in meinen Zügen.

»Kein Ort auf der Welt kommt diesem gleich!« rief er. »Sehen Sie diese saubern, weißen Wölbungen! wie das Sonnenlicht vergnüglich hineinscheint, und so flimmernd an den Wänden herumspielt, wie der Wein in dem Glase. Und die heilige Stille, die dort in der Dunkelheit der Urgemächer herrscht! — O! dort! dort funkelt das gediegene Gold der Begeisterung und quillt in strömendem Leben hervor, das trockenste Hirn befruchtend, daß es duftende Blüthen der Poesie, strahlende Perlen des Humors erzeugt. Kellermeister! Licht! und vorwärts in die Urwelt!«

Der Kellermeister hatte unsern Begleiter begrüßt, wie man den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegte: mit der freudigen Ruhe der Sicherheit. So gewiß die Sonne allmorgenlich am Horizonte aufgeht, so gewiß erscheint alltäglich der fröhliche Doktor dem zärtlichen Auge des Rathskellermeisters zu Bremen.

Außer den braunen Tischen und Bänken, die

in dem großen Raume für die Trinker hergerichtet sind, geht ein langer Verschlag an der Wand hin, unter den Fenstern, welche sich an der Straßenseite befinden. Dieser Verschlag ist innen so abgetheilt, daß unter jedem Fenster ein kleines Kämmerchen entsteht. Grüne Vorhänge verhüllen das Fenster. Ein Tisch und zwei Bänke, so lang als das Gemach, und festgenagelt an den Boden desselben, ein Klingelzug und die Weinkarte, bilden das ganze Ameublement — und die Bänke sind hart und der Tisch ist schmal, in diesem Trinker-Paradiese zu Bremen.

Wir warfen einen flüchtigen Blick hinein und schritten den innern Kellergewölben zu.

Da lagen die alten Stückfässer mit ihren Emblemen, wie die Götter der Unterwelt, in ewigem Schweigen. Gelbflackernd streifte das Licht des Kellermeisters die Gestalt des Bacchus, der weinumkränzt thronte auf dem größten Stückfasse,

umgeben von den zwölf Aposteln und von allen Blüthen der Rose von Bremen.

Ich sah das Alles, ich sah das mißvergnügte Gesicht des Doktors über unsere Gleichgültigkeit, ich hörte seine ausgesprochene Geringschätzung unserer weiblichen Einsicht — und stieg, beschämt meine mittelaltrigen Träume verhüllend in der eigenen Seele, zum Tageslichte hinauf.

So dachte ich auch gestern noch von dem Rathskeller, als wir von einem Spaziergange auf den Wällen heimkehrten. Die feuchte Wärme des Vorfrühlings drang aus der Erde empor und fiel im leichten Sprühregen durch die Nacht vom Himmel hernieder. Weil es so mild war, mochten wir nicht nach Hause gehen, und schlenderten auf dem Marktplatz auf und nieder, in ernstem Gespräche über die ersten Donnerschläge der Revolution, die eben, von Westen her, an unser Ohr gedrungen waren. Aus der Börsenhalle, aus den Kaffeehäusern und Hotels glänzten helle

Gasflammen und ließen deutlich die langgestreckte Masse des Domes, inmitten des Marktes, erkennen. Manche Prophezeiung für die Gestaltung der nächsten Zukunft ward ausgesprochen, mancher Wunsch, manche Hoffnung für die Entwickelung der Menschheit. Wir waren ernst, fast feierlich gestimmt, wir wünschten ruhig und ungestört beisammen zu bleiben. »Laß uns hinabgehen in den Rathskeller und dort noch eine Stunde verweilen,« schlug mein Begleiter mir vor, und ich war es zufrieden.

Der Keller war düster und still. Die moderne Aufklärung der taghellen Gasflammen ist noch nicht in diese Räume gedrungen. Der Kellermeister öffnete uns eines der kleinen Gemächer, setzte Austern und Rheinwein, zwei Talglichte auf zinnernem Leuchter, eine Lichtscheere, dies fast vergessene Hausgeräth der Vorzeit, vor uns nieder, machte die Thüre zu und wir blieben allein.

Anfangs schien mir der Raum beengt, es war mir, als sperre man mich ein. Ein großes,

luftiges Gemach, mit hellen Kerzen, weichen Sesseln wäre mir heimischer gewesen, als diese hölzernen, in grauer Oelfarbe angestrichenen Wände. Bald aber schien es, als zeichneten sich die Physiognomien all der Menschen auf diese leeren Wände, die hier in fröhlichem Genusse geweilt seit langen Jahren; als schwebten Erinnerungen wie Sonnenstäubchen in der Luft; als tanzten alle hier gesprochenen Worte einen klingenden, melodischen Geisterreigen, der die Lebenden anregt zu träumen und zu verklingen wie die Dahingegangenen vor ihnen.

„Sieh!“ sagte mein Begleiter, „hier haben wir gesessen, Immermann, Theodor von Kobbe, eine Freundin der Beiden und ich; und in sprudelnden Scherzen sind die Witzfunken von Immermann's blühenden Lippen geflogen. Noch sehe ich seine kräftige, breitbrustige Gestalt, wie er, mit beiden Ellenbogen auf den Tisch gestützt, das Rheinweinglas in die Höhe hob und die

dunkeln Augen darin versenkend, gleichsam aus dem Gefunkel des Weines die Blitze zog, die er wie Goldfäden in die phantastischen Bilder seiner Rede verwob. Noch höre ich Kobbe's homerisches Gelächter; noch sehe ich den liebevollen Blick der edlen Frau, der schweigend auf den Männern ruhte und sich an ihrer Genußfreudigkeit so mitgenießend weidete. Und nun sind sie hin! Kobbe liegt unter dem mit Rosen, Wein und Epheu umkränzten Steine auf dem Kirchhofe eines kleinen Städtchens, und auch Immermann deckt das Grab! Und doch funkelt hier der Rheinwein noch, doch ziehen immer neue Generationen hieher, in dem goldenen Becher Freude und Lust zu suchen.«

»So laß auch uns hier Lust und Freude finden!« rief ich aus. »Ist denn Immermann todt, so lange Tristan und Isolde leben? so lange ein Mensch auf Erden sich an den geographischen Studien des Riesen, des ungeschlachten Schlagadodro erfreut? so lange der Schulmeister Agesilaus

das reine I noch nicht ausgesprochen hat und Münchhausen seine herkulischen Lügen erzählt? Auf Immermann's Wohl! und auf die Unsterblichkeit des Schönen!«

Wir stießen die Gläser an und brachen Beide in das hellste Lachen aus.

»Wie die Macht des Bremer Rathkellers sich an einer deutschen Schriftstellerin bewährt, daß sie den ersten Toast ihres Lebens ausbringen muß, vom Geiste getrieben — im Rathskeller zu Bremen!« jubelte mein Freund.

»Das ist die gute Gesellschaft, die man hier findet,« entgegnete ich. »Siehst Du denn nicht, daß Heine dort herüberkuckt und die Geschichte erzählt von dem verregneten Poseidon der Nordsee in seiner weißgelben Flanelljacke? und hörst Du denn nicht, daß er die ganze Poesie des Nordens verspottet und nach den heißen Inspirationen des Südens sich sehnt, wie ein Verbannter nach der Luft seiner Heimath? Ja! der Nordsee-Poseidon

ist übel daran! Komm! laß uns nach Süden fahren und ihn mitnehmen auf der Fahrt, damit er aufthaue und ihm wohl werde in dem blauen Wellengekräusel des Meeres, das den Fuß der schönen Parthenope küßt und sich liebend um die blühenden, seligen Inseln schmiegt.«

»Italien und der funkelnde Wein von Genzano!« sagte mein Freund, und leerte sein Glas. — »Wie reich ist der Erinnerungsreiche in seiner Seele!« fuhr er dann fort. »Da sitzt sie ja wieder, die schwarzlockige Rosina und kokettirt mit Gasparo und die Töne der süßen Liebeslieder schwirren mit den goldenen Leuchtwürmchen durch die Weinlaubblätter der Loggia, und von dem Kloster an der Villa des Tasso tönt die Glocke der Frühmette durch Sorrent, denn der Morgen ist nahe und schon erbleichen die Sterne an dem lichterwerdenden Silberblau des Himmels. Hörst Du wohl die Glocke? —«

Und wirklich schlug Glockenschall an unser

Ohr! Wir fuhren empor, als ob ein Wunder sich vorbereite, als ob Mephisto's Machtgebot die Reben des Weinstocks aus dem dürren Holze hervorgezaubert hätte.

Ein Glockenschlag und noch Einer und noch Einer! wir horchten in gespannter Erwartung der phantastischen Dinge, welche kommen sollten: es schlug prosaisch neun Uhr! vom Rathhausthurme zu Bremen. —

Der Rheinwein war zu Ende, die Austern verzehrt; wir kehrten heim nach dem Hotel, uns freuend an unserer »unterirdischen Freude,« an die selbst ich zu glauben gelernt hatte im Rathhauskeller zu Bremen.

3.

Düsseldorf, 3. März.

Wir sind noch hier, weil die Eisenbahn bei Valenciennes zerstört ist und die Passage also gehemmt. — Düsseldorf ist fast so schweigend als Venedig. Es kommt mir selbst im Vergleich mit Oldenburg noch auffallend still vor. In Oldenburg hört man in den engen Straßen das Klappern des Handwerkers, das Rollen der Marktwagen, den Schrei spielender Kind ; hier aber liegen die langen, baumbesetzten Straßen lautlos da. Es ist eine Ruhe, wie ich sie einst in Fulda,

in Bruchsal, überhaupt in den ehemaligen kleinen Residenzen geistlicher Herren gefunden habe. Wie still muß es nun erst in Düsseldorf gewesen sein, ehe die Eisenbahnen und Dampfschiffe Leben und Bewegung in diese Gegenden brachten! Man begreift, daß dies gerade der Ort war, an dem die Jacobi's, die Stollberge, die Gallizin, sich so sanft mit ihrem mystischen Pietismus in's bläuliche, nebelverschwommene Jenseits hinübergeschwächlicht haben.

Hier in Düsseldorf ist mir denn auch das wunderliche Manifest des Bundestages in Bezug auf die jetzige Revolution zu Gesicht gekommen. Das ist eines der sonderbarsten Dokumente, welches die Neuzeit besitzt. Es mahnt mich an das Verhalten der alten Frau W., die immer zankte und fluchte; aber sobald ein Gewitter aufzog und es donnerte, die Bibel vornahm, ein Kreuz schlug und sich zu bessern gelobte. Wäre es nicht so komisch, man müßte sich über diese Phrasen är-

gern. Und es wird doch Deutsche genug geben, die daran glauben und darauf Hoffnungen bauen.

Louis Philipp höre ich täglich von vielen Personen bedauern. Ich kann es zu keinem Mitleid für ihn bringen, so erschütternd ich seinen Sturz finde, so rührend ich mir einzelne Züge seiner Flucht zu denken vermag. Ich gönnte ihm den Tod, weil es schrecklich seyn muß, sich zu überleben, aber er hat sein Schicksal, die Verbannung, nur zu sehr verdient. Wer von Franzosen zum Könige der Franzosen erwählt wird, der muß nicht König von Frankreich sein wollen, und höhere Interessen haben, als die materielle Bereicherung der eigenen Familie. Louis Philipp hatte den Regenschirm und die bürgerlichen Händedrücke von 1830 so sehr vergessen, daß er durchaus in einer Citadine Paris verlassen mußte.

Neben den großen Ereignissen, neben der gewaltigen Bewegung in Paris, haben die hiesigen stillen Künstlerateliers etwas Unheimliches und

Fremdes. Die Kunst ist bei uns, d. h. nicht in Deutschland, sondern in unserer Zeit, so wenig in das Leben getreten, daß sie für die Meisten immer ein abstrakter Begriff bleibt. Sie ist nicht aufgegangen in unserm Bewußtsein als ein nothwendiges Bedingniß unseres Daseins, wir sind sie nicht gewohnt, wie die Harmonie in der Natur, die uns eben, weil wir sie gewohnt sind, nicht befremdet. Wäre alles, was von Menschenhand erzeugt wird, von dem Geiste des Schönen durchdrungen, so würden wir uns auch vertrauter zu den großartigsten Produkten der Kunst verhalten, die um ihrer Kostbarkeit willen nicht in den Besitz des Einzelnen übergehen können. — Der moderne Monarchismus und die ungleiche Gütervertheilung, so wie der Mangel an öffentlichem Leben, haben in den letzten Jahrhunderten noch reichlich dazu beigetragen, die Kunst aus den Kirchen und von den Märkten, aus den Volkshallen und andern öffent-

lichen Gebäuden, in verschlossene Paläste und Säle zu verstecken, und die Völker haben sicher dadurch verloren. Wir müssen nun erwarten, ob die neue Republik auch die Kunst, als allgemeines Bildungsmittel, dem Volke mehr zugänglich, sie zum Gemeingut auf Straßen und Plätzen machen werde, wie es im Alterthum und in den italienischen Republiken der Fall gewesen ist.

Wenn ich mich hier, wo die transcendentale christliche Kunst ihre großen Verehrer hat, gegen die Abstraktion in der Kunst ausspreche und es recht finde, daß mein Landsmann und Freund Karl Hübner wenigstens den Versuch wagt, den Inhalt der Jetztzeit in den Bereich seiner Schilderungen zu ziehen, und durch die bildliche Darstellung der herrschenden Uebelstände zum Herzen und in das Bewußtsein der Menschen zu dringen, so antwortet man mir: »Die Kunst kann die Zeitfragen nicht lösen.« — Aber die bloße christliche Liebe und die Madonnenbilder haben es auch

nicht vermocht bis jetzt; und es kommt, so scheint mir's, nun darauf an, mit allen Kräften, mit allen vereinten Mitteln auf das eine große Ziel zu steuern. Daß die Kunst ein großes Mittel sei, wird aber Niemand läugnen; sie muß also mitwirken, so viel an ihr ist, für die Sache der Freiheit.

Gestern besuchten wir den Maler Scheuern. Er hat sich in vielfachen, man möchte sagen in allen Zweigen der Malerei versucht, und überall mit Erfolg. Ich sah vortreffliche, dichterisch componirte Aquarellen, anmuthige Genrebilder und sehr schöne Landschaften von ihm. Zu den Landschaften hat man eigentlich das reinste Verhältniß in Stimmungen wie die jetzige. Sie wirken beruhigend, wie die Natur; während das Genre, trotz seiner oft rührenden Kindlichkeit, kleinlich erscheint, wenn auf der Erde neue Menschheitsepochen sich bereiten. Das große Schicksal des einzelnen großen Menschen verliert sich dann schon

in der Allgemeinheit und erscheint weniger bedeutend, um wie viel mehr die kleinen Leiden und Freuden, welche das Genre darzustellen pflegt! Wer denkt denn jetzt an ein pfeifendes Vögelchen, an ein spielendes Kind, an einen trommelnden Großpapa und an sein Enkelsöhnchen!

Das ausgezeichnetste Bild, das ich in Düsseldorf gesehen, war von einem Norweger, Tidemand: norwegische Sektirer in einer Bauernstube zum Gottesdienst vereint, in die von oben das Tageslicht hereinfällt. Es sind an zwölf Figuren, Männer und Weiber jeden Alters, in farblosem Nationalcostüm und mit scharf ausgeprägtem Nationaltypus in den Physiognomien; Alle zu gleichem Zweck vereint, Alle abgezogen von jedem irdischen Gedanken, zu tiefster innerer Selbstbetrachtung; und gerade darum jene höchst charakteristische Verschiedenheit in den Individualitäten, die einen großen Meister verkündet. Von dem Ausdruck des durchgeisteten, schwärmerisch

schönen Kopfes des aus der Bibel vorlesenden Mannes, der auf einem hölzernen Stuhle mitten im Zimmer steht, bis zu der dumpfen Versunkenheit eines im Hintergrunde sitzenden Jünglings, ist fast die ganze Skala menschlicher Geistesentwickelung in religiöser Beziehung durchlaufen. — Das Bild fesselte mich sehr, rührte mich tief. Aber ich möchte wohl einmal von Tidemand, der ein sehr edles Aeußere hat, glückliche, lebengenießende Menschen gemalt sehen.

Die hiesigen Maler, wie sie sich in kirchliche und weltliche theilen, bilden auch in der Politik zwei Parteien. Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Bestehenden; Lessing, Hübner, Scheuern und viele Andere sind ergriffen vom Geiste des Jahrhunderts, und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft. Sie hatten sich bei den Petitionen betheiligt, waren bei den Versammlungen der Liberalen thätig und vor Allen forderte der männliche Lessing zu frischem

Fortschritt auf, was ihm von der andern Seite verargt wurde. Wird sich irgendwo das Erblühen der Freiheit segensreich beweisen, so ist es zuerst in der Kunst, und diejenigen Künstler, welche überhaupt Leben in sich haben, empfinden dies in freudiger Vorahnung auch hier. Hübner will nach Paris gehen, um Volkserhebung, Volksbewegung »mit Augen zu schauen« und sich die Seele daran zu erweitern.

4.

Köln.

Montag den 6. März sind wir Nachmittags um 4 Uhr von Düsseldorf abgefahren. Um fünf ein halb Uhr waren wir im holländischen Hofe am Rhein. — In den Straßen ein buntes Carnevalsleben, das Volk, leicht beweglich und frei, viel Masken, viel Singen und dadurch italienische Erinnerungen.

Die Unruhen in Köln müssen nicht eben bedeutend gewesen sein, und kaum die Grenzen eines gewöhnlichen Straßenauflaufs überschritten

haben, wenn die Erzählungen wahr sind, die man an der Wirthstafel und sonst davon machte. — Am Abende fuhren wir zum Erzbischof von Geißel, für den wir durch Th. einen Einführungsbrief hatten. Im Dunkeln langten wir vor seiner Wohnung an. Der Platz, auf dem sie liegt, ist räumlich und still. Ein großer, öder aber neugehaltener Palast. Treppen und Hallen mäßig beleuchtet, still und sauber. Ein Diener ohne Livree leuchtete uns mit einem bescheidenen Talglicht vorauf. Der Erzbischof befand sich in einem sehr großen, hohen Studirzimmer; ein Tisch voll Papieren und Büchern stand vor dem Sopha, auf dem er bei einer kleinen Arbeitslampe gelesen haben mußte. Ein großes Pult, büreauartig gegen das Fenster gestellt, nahm einen bedeutenden Theil des Zimmers ein; eine reiche Pelzdecke mit Stickereien lag davor und Bücherrepositorien an den Wänden vollendeten den Eindruck des Studirzimmers.

Der Erzbischof von Geißel mag gegen fünfzig

Jahre oder wenig darüber alt sein. Er ist groß und von stattlicher Fülle. Sein volles Gesicht erinnert mit den feinen und scharfen Formen an die Bourbons; der Mund ist klein, bestimmt in der Form und sehr angenehm in der Bewegung; auch die Bewegung der schönen Hände durchaus edel. Er trug den langen Rock der Monsignori, die rothe Sammetkappe, kleine Päffchen, ein Kreuz von Gold an schwerer goldener Kette um den Hals; den Fischerring am Finger. — Nach den ersten Begrüßungen kamen wir auf die Zeitereignisse zu sprechen. Er erzählte von Louis Philipp's Flucht, fand es auffallend und hart, daß Niemand in Frankreich Sympathien für ihn habe; glaubte, daß die Republik sich für's Erste halten werde, obschon die Organisation der Arbeit ein unlösbares Problem sei. »Sobald die Geldmittel erschöpft sind, muß eine gefährliche Krisis eintreten. Die socialen Elemente sind aufgerüttelt, sind in Gährung; alles Bestehende in Frage ge-

stellt. Die Beruhigung der Zustände, die Lösung der Fragen wird nicht von Einzelnen ausgehen. Ereignisse wie die Völkerwanderung werden eine radikale Umwälzung, eine neue Weltordnung erzeugen.«

Die Unterhaltung wendete sich auf Italien. Herr v. Geißel glaubte nicht an die Lombarden. »Napoleon hat gesagt, die Italiener sehen aus wie Männer, sprechen wie Weiber, handeln wie Kinder.« — Ich wandte die Vorgänge in Palermo ein. — »Die Sicilianer sind Araber und Griechen; es ist Energie und Race in ihnen.« Als darauf des Papstes erwähnt wurde, sagte er: »Die Absichten des Papstes sind vortrefflich.« Auf die Frage, ob man sich in Deutschland wohl zur Vertheidigung der Legitimität rüsten werde? entgegnete er: »Ich hoffe, daß es nicht geschieht; man wird einer fremden Nation die Freiheit lassen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen.«

Die ganze Unterredung war gehalten, aber ohne jenen Anstrich von Frömmigkeit und Monarchismus, mit dem unsere protestantischen Geistlichen sich zu überfirnissen pflegen. Herr v. Geißel macht den Eindruck eines Kirchenfürsten und ist, wie die ganze höhere katholische Geistlichkeit, wohl zu Hause auf Erden. Ueberhaupt scheint mir, als habe der protestantische Pietismus, indem er Weltverachtung und ausschließliches Hingeben an den Geist predigte, sich selbst den Boden unter den Füßen fortgezogen; selbst die Brücke zerstört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdischen ist eine solche Lüge, daß sich darauf nichts Standhaltiges erbauen läßt. — Als wir auf die Straße kamen, umwogte uns im Innern der Stadt das lauteste, fröhlichste Fastnachtstreiben.

Dienstag den 7. des Morgens. Die Nacht war es sehr lärmend unter meinen Fenstern. Ich stand auf, zu sehen, was es gäbe. Dampfschiffe

lagen vor dem kleinen Landungsplatze, auf den meine Fenster gingen, und Karnevalsgäste sangen und jubelten bei ihrer Abreise von Köln. Es gab einen hübschen Anblick, wie sie sich im Schneegestöber bei der unvollkommenen Erleuchtung von einigen Laternen, in Maskentracht nach dem Schiff drängten. Der ganze Eindruck von Köln war gestern ein südlicher. Hier sieht man doch wieder ein geistig lebhaftes, ein zur Freude geneigtes Volk. Auch der Anstrich eines Nationalcostüms, wie es noch in der runden, mit Falbeln besetzten Haube der Kölnerinnen sich erhalten hat, ist anmuthend. Masken guckten mit großen Papplorgnons in unsern Wagen, riefen uns an, neckten uns harmlos. Ganz ungehindert bewegten wir uns nachher durch das wirklich große Volksgewühl, als wir zu Fuße einige Besuche in Straßen machten, die wegen des Gürzenichfestes für Wagen gesperrt blieben. Alle Laden waren offen und erleuchtet, in allen Bier=

und Weinhäusern großes Gedränge und viele Masken, überall tönte Singen und Jauchzen durch die offenen Fenster auf die Straße hinaus.

Heute nun jubelt das Volk noch fort; dennoch wollen wir am Nachmittag nach Aachen, morgen von Aachen nach Paris gehen. Jeder Tag fern von Paris ist jetzt ein Verlust, und es wird immer unmöglicher, Bilder oder deutsche Dome zu besehen. Wer kann denn die festgefrorene Starrgläubigkeit, die steingewordene Vergangenheit betrachten, wenn die Menschheit ihre wichtigsten Thaten in der Gegenwart thut, und die Welt sich neu gestaltet. Zudem habe ich persönlich nie einen Zusammenhang, nie eine Sympathie gehabt für das spitzbogige, gothische Mittelalter; und der Unterschied zwischen diesem und der Antike tritt mir gerade jetzt doppelt lebhaft in das Bewußtsein. Man könnte mitten in der Erregung dieser Tage römische und griechische Skulptur und Architektur mit Genuß, mit Erhe-

bung betrachten; man würde danach ruhiger und eben darum freier, parteiloser in die Jetztzeit blicken; denn es liegt in der sich begrenzenden, maßvollen Schönheit der alten Kunst die weise Lehre, zu innerer und äußerer Abschließung durch möglichste Vollendung in sich. Die gothische, emporstrebende Architektur, die eigentlich nirgend ein Ende hat, da auf dem spitzesten Spitzchen des höchsten Thurmes immer noch ein höheres, spitzeres denkbar und möglich ist, hat gerade dadurch, daß sie nicht in sich abschließt, sondern in den Himmel, in das Unerreichbare strebt, etwas Unruhiges, und all die Zinken und Zacken, Kreuzchen, Heilige und Thierfratzen sehen doch zuletzt nur wie festgefrorene Einfälle aus.

Später. Auf dem Wege zum Dome kam mir der Gedanke, bei dem Bankier Schaafhausen nachzufragen, ob Frau Sibylle Mertens, jene bekannte deutsche Archäologin, in Köln sei. »Sie wohnt hier im Hause,« war die

Antwort. Als ich sie, die ich in Rom verlassen, hier wieder sah mit ihrem kurzgeschnittenen Haar, ihrem strengen dunkeln Negligé, hinter Papieren an einem soliden Arbeitstische in ihrem Kölnischen Vaterhause, hatte ich eine wahre Freude. Sie las uns Lamartine's Manifest vor, das eben angelangt war. Ihr kluges, kantiges, charaktervolles Gesicht machte mir das Vorlesen zum Genuß.

Das Manifest ist gemäßigter, als Franzosen bei ähnlichen Anlässen je geschrieben haben; es trägt den Stempel einer neuen Weltordnung, einer Aera des Friedens, wie Idealisten sie träumen; dennoch spricht sich die Marklosigkeit des Theoretikers darin aus, der es selbst fühlt, er werde seiner Theorie keine Form in der Wirklichkeit zu geben vermögen. Das Gouvernement provisoire sitzt wie ein heiliger Paradiesvogel auf dem schwanken Blatt der Palmbäume des Friedens — und müßte wie ein Sonnenadler

horsten auf dem Felsgestein, den Blitz des Genius unter seinen Füßen. Es ist eine Kraft- oder Glaubenslosigkeit in dem Manifeste, die unwillkührlich zu dem Gedanken führt, es werden eiserne Fäuste diesen Männern das Scepter aus den Händen nehmen, und vielleicht nehmen müssen.

Frau Mertens erbot sich, uns in den Dom zu begleiten. »Ich komme, Ihnen die Honneurs zu machen, denn der Dom ist mein Vaterhaus und die heiligen Dreikönige sind meine Vettern, wie Mistreß Jameson zu behaupten pflegte.« — Hier in Köln begriff ich erst ihre große Liebe für die Stadt. Gerade am Fuße des Domes liegen vier prachtvolle Häuser, in denen sie und ihre Familie seit einer Reihe von Jahren gewohnt. Sie ist hier geboren und erzogen; alle Bettler, alle Beamten und Bauarbeiter im Dome kannten sie, als sie die Bauhallen öffnen ließ, uns umherzuführen. Als sie im schwarzen Zobelpelz, einen Kantenschleier über dem schwarzen Hut, die Brille auf-

gesetzt, die Handschuhe in der Hand, neben uns herging, erklärend, geistvoll das Geringste auffassend, überall Leben bringend in den Stein, war sie wieder vollkommen die »principessa tedesca,« wie das Volk sie in Rom nannte. Und sie ist wirklich eine fürstliche Natur, die ungehemmt durch Kleines, durch Fremdes, in sich gefestet, den eigenen, einsamen Weg geht; von Vielen unverstanden, aber sehr geliebt von denen, die in ihr reiches Innere zu sehen vermochten; durchaus wahr und sich selbst getreu. Um so in sich, so auf ernste männliche Studien gewiesen zu werden wie sie, muß eine Frau ein großer Charakter sein.

Wir gingen in ihrer Gesellschaft durch die Stadt. Auf dem Marktplatze bewegte sich bei lachendem, blauem Himmel ein wahrhaft italienisches Maskenleben. Festzüge und Gruppen bildeten sich mit südlichem Ordnertalent und südlichem Takte. Frau Mertens machte uns darauf aufmerksam, daß dieser Marktplatz vollkommen

die Form der Piazza Navona in Rom habe und sicher auch eine alte Rennbahn gewesen sei. Dies hat sie bewogen, vom Magistrat die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu fordern, die ihr ertheilt worden ist.

Gegen Mittag langten noch telegraphische Nachrichten an, welche von der vollständigsten Ruhe in Paris sprachen. Wie würde wohl Deutschland nach solchen Erschütterungen beben! Es ist aber mit den Völkern wie mit den Individuen; je besser ihre Erziehung auf der einen, je vollständiger umd fertiger ihre historische Bildung auf der andern Seite ist, um so leichter wissen sie sich in allen Lebensverhältnissen zurecht zu finden. Die Franzosen, die Italiener sind mitten in diesen gewaltsamen Revolutionen stets sie selbst, mit allen Vorzügen ihrer Bildung, stets in sich gefaßt.

5.

Aachen.

Der Weg nach Aachen ist anmuthig, weil eine Hügelkette Abwechselung in die Gegend bringt. Der Blick von der Höhe herab auf Aachen, das mit seinem, aus Thürmen und Kuppeln wunderlich zusammengesetzten Dome tief im Thale liegt, ist sehr freundlich. Die neuen Stadttheile sind prächtig. Sie erinnern in den Hauptstraßen an die schöne Rue de la Coraterie in Genf; doch scheinen die älteren Partien der Stadt bevölkerter und sind darum interessanter. Auch in Aachen

sah man Masken und wir hörten das Singen und die Freudenschüsse des Carnevalls, mit rohem Lärme untermischt, bis tief in die Nacht.

Unsere Wohnung lag dem Bade gegenüber Kaum hatten wir den Fuß aus der Thüre gesetzt, als wir von Bettlern umgeben waren, die uns auf unsern Wegen durch die Stadt verfolgten, und von allen Seiten Zuwachs erhielten. Das gab denn zu dem südlichen Lichtbilde des Carnevals auch die südliche Schattenseite der Armuth, und die Naivität der Aachener Spielbankverordnung übertrifft in ihrer Unbefangenheit selbst die italienischen Lottos. Die Spielbank ist städtisches Eigenthum, die Stadt also Bankier; kein Aachener Bürger darf spielen, die Fremden werden geplündert und der Gewinn der Bank zur Verschönerung der Stadt verwendet.

In Aachen waren schon seit einigen Tagen lebhafte Unruhen und Straßenaufläufe gewesen, bei denen die Fabrikarbeiter eine wesentliche Rolle

gespielt haben, und der Haß des Volks gegen Preußen grell hervorgetreten sein soll. »Preuß« sei noch immer ein Schimpfwort im Volke, behauptete man. Erst in derselben Woche hatte ein Angeklagter vor Gericht gesagt: »Alles Andere wäre noch hingegangen, aber daß er mich Preuß geschimpft, das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen und da habe ich denn zugeschlagen.« — Es war die Rede gewesen von Zusammenberufung der Landwehr am Rhein, von Aushebung in den Fabriken. »Wir wollen uns lieber von den Franzosen todtschlagen lassen, als für die Preuß gegen die Franzosen fechten,« hatten sie gesagt.

Die Stimmung in Aachen schien viel aufgeregter als in Köln; vielleicht täuschte dort auch die Carnevalslaune über den eigentlichen Grundton.

Den 8. März. Von Aachen nach Verviers führt die Eisenbahn einen Berg in die Höhe, durch sehr liebliche Gegenden, die von Verviers

nach Lüttich zu noch schöner werden. Es sind lauter kleine Thäler, von mäßig hohen Hügelketten gebildet und durch die Tunnelthore gleichsam abgeschlossen. Jedes solche Thal hat eine Fabrik an einem Flüßchen. Die Fabrikgebäude, das Haus des Besitzers, die Arbeiterwohnungen, die Kirche und die Parkanlagen machen ein für sich bestehendes, sehr anmuthiges Ganze. Es ist ganz die Gegend und die Art und Weise, wie George Sand sie in dem péché de Monsieur Antoine beschreibt. Ich mußte mir dabei immer denken, daß einmal die ganze Erde mit solchen, in sich selbst die ganze Existenz einer Gemeine umfassenden Colonien bebaut sein werde, wenn die socialen Umgestaltungen zur Ausführung kommen, die uns als Ideal vorschweben. Es würde dies auch der einzige naturgemäße Weg sein, von dem Gipfel industrieller Kultur zur ursprünglichen Vergesellschaftung der Einzelnen in der Gemeine.

Diese Fabrikorte haben ihren Arzt, ihre Krankenhäuser und könnten leicht zu der Selbstverwaltung herangebildet werden, die ihren gemeinsamen Mittelpunkt in einer Centralverwaltung des Landes hätte. Es liegt ein eigener Zauber darin, solche Zustände in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen durchzudenken, und obschon Paris uns als festes Reiseziel vor Augen stand, war der Reiz der Stille an diesen schnell strömenden Bergwassern, die von den ersten Frühlingsblüthen der Bäume überschattet, goldig schäumend im Sonnenlichte hinrauschten, so mächtig, daß man es sich sehnlich wünschen konnte, hier verweilen, hier seinen Wirkungskreis finden zu dürfen. Ein Badeort, Chaude fontaine, mochte der schönste Punkt dieser lieblichen Gegend sein.

Aber ganz im Gegensatz zu dieser friedlichen Stille war die Unterhaltung in den Waggons nur auf die stürmischen Ereignisse des Tages, auf die

französische Republik, auf Krieg und Revolutionen gerichtet. An allen Halteplätzen wurden die Journale l'Indépendance und l'Observateur Belge ausgeboten. — Es waren Fabrikanten, Gutsbesitzer, Kaufleute in unserem Coupé; die Unterhaltung französisch. »Man schlägt sich bereits auf allen Punkten in Deutschland, die Communisten haben den Kampf begonnen,« sagte der Eine. — »Der Communismus ist weder in Frankreich noch in Belgien zu fürchten, er ist nur in Deutschland gefährlich. Bei uns hat man zu viel praktischen Verstand, um sich an diesen Chimären die Finger zu verbrennen, um an dieses Utopien zu glauben.« — »Was ist überhaupt für Belgien zu fürchten? Die Republik? Es wäre ein leerer Name für uns! Was thut der Name? Wir sind freier in unserer Monarchie, als die Franzosen es jemals in ihrer Republik sein können. Meinetwegen kann das Gouvernement »Despotie« heißen, und ich will unter einer Despotie leben;

wenn ihre Institutionen so frei als die unsern, so frei als möglich sind« — Das waren die Aeußerungen, welche wir von allen Seiten hörten. Die größte Zufriedenheit mit der Verfassung leuchtete hervor, und der sichtliche Wohlstand des vortrefflich angebauten Landes schien diese Zufriedenheit vollkommen zu rechtfertigen.

Man glaubte nicht an die Dauer der Republik, man belächelte das Gouvernement provisoire, man spottete über die Friedensrepublik, wie über eine belle fiction poëtique de Mess. Lamartine et Louis Blanc. Ein Fabrikbesitzer aus dem Norden Frankreichs sagte: »chez nous dans le Nord, où l'on est très Henri V.« Er behandelte die Revolution mit vollkommener Geringschätzung, als »une folie de gamins et de vautriens, verklärt und geheiligt durch Männer von Genie, welche aber leider nur Dichter und nicht Staatsmänner wären.« — Eben so leichtfertig und ungläubig sprach man von der Republik an der

Table d'hôte des Hôtel de Hollande, wo wir Abends fünf Uhr das Ende unserer Tagereise fanden. — Aber was beweist dieser Unglaube? »Die Wenigen, die was davon erkannt, die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je verketzert und verbrannt.« — Es wird auch nichts gegen die Republik und ihre vernunftgemäße, einstige Nothwendigkeit beweisen, wenn selbst dieser neue Versuch sie in's Leben zu führen noch an der Ungunst der jetzigen Zeit und Verhältnisse scheitern sollte, was ja möglich ist. Die Albigenser, die Waldenser, die Hussiten, und Savonarola, und tausend Andere mußten untergehen; hundert Versuche zur Reformation des Katholicismus scheiterten, ehe Luther's große That möglich und durch die Reife der Zeit ausführbar und nachwirkend werden konnte.

Unsere religiöse Ueberzeugung, welche den Gott in das Individuum setzt, muß folgerecht auch die Selbstbestimmung, die Selbstherrschaft

in das Individuum legen. Sobald man sich reif erklärt zur Emancipation von dem Begriff des persönlichen Gottes, muß man sich auch reif erklären für die Republik; denn das Königthum ist nur die politische Parallele für den persönlichen Gott, die Verwandlung des Begriffs in ein Symbol.

Die Belgier wollen ihren König Leopold behalten und sich gegen jeden Versuch, ihnen die Republik aufzudringen, mit aller Kraft vertheidigen. Dies ist vollkommen in der Ordnung, da sie auch streng festhalten am Katholicismus; es spricht dies aber weder für die constitutionelle Monarchie, noch gegen die Republik, sondern es giebt nur den Maßstab für die Volksbildung in Belgien; denn jede Verwaltung ist gut, die dem Bildungsgrade der Nation angemessen ist. Die höchste geistige Entwickelung und sittliche Bildung fordern aber die Republik, und wenn Frankreich jene erlangt hat, wird die Republik bestehen, trotz aller Spötter und Zweifler.

6.

Brüssel, 9. März.

Wir machten gestern noch einen Weg durch die Stadt und kamen in eine der sogenannten »Passagen«. Es sind Durchgänge, Hallen, mit Glas überdeckt, in denen sich zu beiden Seiten, auf ebener Erde und im Entresol Laden und Kaffeehäuser finden. Solcher Passagen giebt es auch eine in Hamburg, und größere in Mailand und Neapel. Im Ganzen sind sie unbehaglich; voll beständigen Lärms, sehr heiß im Sommer, kalt im Winter, und bei nassem Wetter, wo der Fuß-

boden schmutzig und glatt wird, feucht und dumpf. Die rechte Heimath der Passagen soll aber Paris sein, und ich bin im Voraus überzeugt, daß ihr Dasein dort durch irgend eine klimatische Nothwendigkeit bedingt sein wird; denn solche Einrichtungen sind fast niemals Erzeugnisse der Laune, sondern Nothwendigkeiten. — Gestern Abend, wo es wie heute unablässig regnete, war die Passage nicht angenehm, aber doch interessant durch die große Menge von Blousenmännern, die hier nach gethaner Arbeit, die Kalkpfeife im Munde, neben und mitten unter der vornehmen Welt umherspazierten. Diese Lust an Erholung haben doch fast alle Völker mehr als die Norddeutschen.

Heute Morgen fuhren wir nach der Kathedrale, der église de St. Gudule. Es ist ein mächtiges Gebäude mit unvollendeten Thürmen; man baut und erneut daran wie an dem Kölner Dome. Wunderbar bleibt es, daß unsere Zeit einen Glaubensenthusiasmus in sich zurückrufen

und Kirchen zu Ende bauen will, nachdem vor zweihundert Jahren dieser kirchliche Enthusiasmus bereits so erloschen war, daß man die Bauten einstellte, die Kirchen unvollendet ließ. Was unsere Voreltern ehrlich und freiwillig als Irrthum erkannten und aufgaben, das nehmen wir mit einer innern Lüge wieder auf, und diese wird doppelt strafbar, da so viel wirklicher Noth, so drückendem Mangel abzuhelfen ist.

In St. Gudula sind treffliche alte und neue Glasmalereien, die Kirche ist schön, edel, einfach, die Kanzel ein Meisterwerk der Schnitzkunst, fast so trefflich als die Arbeiten in San Severo in Neapel. Adam und Eva mit sämmtlichem Gethier sind auf der Frontseite in höchster einfältiger Vollkommenheit vor dem Sündenfalle dargestellt. Ich hatte aber keine rechte Geduld dafür. Daß es die mühseligste Arbeit, und obenein eine nicht sehr wirkungsreiche ist, das hatte ich schon oft mit Bedauern für die alten Arbeiter gesehen, und die

unschuldige Einfalt, mit der die paradiesischen Thiere und Menschen in gedankenloser Seligkeit in die Welt gucken, steht in zu grellem Contraste mit den Vorgängen des Augenblicks, als daß man gerade jetzt Empfindung dafür haben könnte.

Es überraschte mich, die Kirche an einem Donnerstage von drei bis vierhundert Personen aller Stände besucht zu sehen. Männer und Frauen aus den reichen Volksklassen, von gallonirter Dienerschaft begleitet, bildeten den größern Theil der Versammlung. Ein Jesuit, Abbé Delcour, predigte. Er sagte zum Anfang: »Wir leben in einer Zeit der Entwickelung. Rund um uns her erklingen die schönen Worte Brüderlichkeit und Menschlichkeit. Wir fühlen die Pflicht, dem Mitbruder zu Hülfe kommen, seinem materiellen Bedürfniß zu genügen. Unsere Zeit, wie sie die Zeit der Menschlichkeit ist, ist auch die Zeit der Wissenschaft. Die Wissenschaft breitet sich über die ganze Welt aus; sie lernt die Kräfte

der Natur benutzen, sie weiß sich das magnetische Fluidum, und Meer und Luft und Feuer dienstbar zu machen, um dem materiellen Bedürfniß zu genügen. Während wir aber streben, dieses auf jede mögliche Weise zu befriedigen, während wir gut, menschlich gut zu handeln trachten, unsern Mitbruder erheben wollen, hört man überall, trotz dieses Ringens nach dem Princip des Guten, die Klage über Principlosigkeit im Handeln. Der Materialismus, dem genügt werden soll, entsittlicht durch die Genußsucht und Unersättlichkeit, welche er in seinem Gefolge führt. Niemals sah man größere Inconsequenz im Fühlen und Handeln, niemals größeres Schwanken zwischen Recht und Unrecht, zwischen Menschlichkeit und Barbarei; niemals hörte man mehr die Klage, daß es an einem Grundprincip, an einem wahren Vereinigungspunkte mangle, um die Ueberzeugungen, die Seelenkräfte zu einem harmonischen, einstimmigen Wirken zu vereinigen. Es

fehlt entschieden an jenem Grundprincip, das die Einsichten des Gebenden und des Empfangenden in Verbindung setzt und die Kluft zwischen diesen, wie zwischen dem geistigen und physischen Bedürfnisse, ausgleicht. Dieses Grundprincip, das Allem entspricht, Allem genügt, das in sich, in einem Gedanken, die Lösung aller Fragen und Zweifel umschließt, das ist der Katholicismus, die alleinige, universelle Religion.«

Darauf ging er über zu der Hoffnung, daß es ihm vom Himmel vergönnt sein werde, diese Wahrheit seiner Gemeine einleuchtend zu machen, und forderte die Zuhörer auf, zu beten um Kraft für den Prediger, um Verständniß für die Gemeine. Während dieses schweigenden Gebets gingen wir davon, weil es gar zu kalt war in der Kirche. Indeß wäre ich gern länger geblieben, denn der Abbé sprach dichterisch edel, ohne von seinem ungünstigen Dialekt und Organ behindert zu werden.

Meine Theilnahme an dem katholischen Klerus ist durch den Bischof von Geißel und den Anfang dieser Predigt wieder lebhaft angeregt worden. Hat irgend ein positives Dogma den Anspruch, in die Zukunft der Menschheit mit hinübergenommen zu werden, so ist es der Katholicismus, weil er in stetem und nahem Zusammenhange mit dem irdischen Bedürfniß geblieben ist, weil seine Symbolik weit genug ist, auch neue Elemente in die alte Form aufzunehmen, und weil diese an und für sich eine Verklärung des Materialismus ist. Die Madonna wird immer eine schöne Gestalt, ein schönes Bild weiblicher Reinheit und jungfräulicher Liebe bleiben, die in süßer Unschuld Gatten- und Mutterliebe in sich vereint.

Von St. Gudula gingen wir abermals nach dem Stadthause auf der »grande place,« wo wir schon am Abend vorher gewesen waren. Haus und Platz sind in ihrer Art so schön, als der

Palazzo vecchio und die Piazza del Gran'duca in Florenz, und wie dort ragt der, auf einer Seite des Stadthauses sich erhebende große Thurm, über alle Gebäude stattlich empor. Auf diesem Platze wurden im Jahre 1568 auf Alba's Befehl fünfundzwanzig edle Niederländer, und später, am fünften Juni desselben Jahres, die Grafen Egmont und Horn enthauptet. Die Nacht vor ihrem Tode brachten sie in der Maison du Roi zu. Das Volk nennt diese Maison du Roi das Brothaus. Es liegt dem Stadthause gegenüber und ist in einem eigenthümlichen Style gebaut, der Elemente gothischer Bauart mit der Bauart der Zopfzeit in sich verbindet. Dennoch ist es von großer, schöner Wirkung. Unter dem Standbilde der heiligen Jungfrau, das die Fronte schmückt, befindet sich folgende, von der Infantin Isabella bestimmte Inschrift:

A peste, fame et bello libera nos Maria pacis.
Hoc votum pacis publicae Elisabeth consecravit.

An den Fenstern dieses Palastes soll Alba der Hinrichtung Egmont's beigewohnt haben. — Auf der linken Seite des Platzes sind die Zunfthäuser, l'hôtel des brasseurs, l'hôtel des bateliers und andere, mit großen Emblemen geschmückt; schöne, mittelalterliche Gebäude, welche im Verein mit dem Stadthause dem Platze etwas sehr Charakteristisches geben.

Nachdem wir im Rathhause noch alte Oudenaarder Gobelins und die silbernen, vergoldeten Stadtschlüssel auf einer schönen Schaale aus gleichem Metalle betrachtet hatten, fuhren wir in das Palais de Justice, die Bilder von Gallait und de Biefve zu sehen, worüber vielleicht ein andermal. —

Unterwegs zeigte man uns den kleinen Springbrunnen an der Eykstraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk das Männchen nennt, das einen Beweis für die Naivetät der Zeit liefert, aus der es stammt. Einer alten

Sitte nach wird es bei Festen in die Volkstracht gekleidet. Es trug 1789 die trikolore Schärpe, später das Orangeband und seit 1830 die blaue Blouse. Diese Blouse ist in ihrer Einfachheit doch schon viel malerischer und plastischer als unsere moderne Kleidung, als Ueberrock und Frack. Das sieht man an dem Denkmal des jungen Grafen Merode in St. Gudula, der bei dem Freiheitskampfe des Jahres 1830 gefallen ist. Das Denkmal zeigt ihn in der Blouse, zusammenbrechend an der Todeswunde und sich im Fallen auf die Linke stützend, während die Rechte noch die Pistole abzufeuern versucht. Der Faltenwurf der kurzen Blouse macht sich vortrefflich.

Durch die regennassen Scheiben unseres Wagens erblickten wir den Park vor dem königlichen Schlosse, auf dessen hügeligem Terrain der blutige Freiheitskampf des Jahres 1830 gefochten ward; ferner im untern Stadttheile das große massive Entrepot an dem Kanale, der nach Antwerpen

und Charlerois geht, und so breit und fließend ist, daß ich ihn für einen Strom hielt. — Seitdem bannt ein wahrhafter Platzregen uns in die Zimmer unseres Hotels, und ich kann von Brüssel nichts weiter sagen, als daß der Regen hier eben so auf das Asphaltpflaster klascht und rasselt als in Berlin. Wollte er sich hier nur genug thun und uns nicht die morgende Fahrt nach Paris und die Ankunft daselbst verderben!

Der März in der französischen Republik.

7.

Paris, 12. März.

Sonnenschein nach drei Tagen strömenden Regens.

Die Fahrt von Brüssel nach Paris ist die langweiligste von der Welt. — Die Eisenbahn war ganz in der Ordnung, nur bei Valenciennes, wo man die Brücke verbrannt hatte und die Passage dadurch gehemmt war, wurden wir in große Omnibus gepackt und in diesen durch das Landstädtchen Reines auf einem kleinen Umwege weiter befördert. Da, wo wir wieder zur Eisenbahn gelangten, war kein Bahnhof, man hatte also Bretterschuppen und Zelte aufgeschlagen,

welche für die anlangenden Menschen- und Gepäckmassen zu klein, und gegen den strömenden Regen kein ausreichender Schutz waren.

Der Charakter der Gegend ist flachste, gleichförmigste Ebene. Douay, Amiens, Arras u. s. w. bleiben seitwärts liegen, und außer dem prächtigen Bahnhofe in Amiens, in dem man in einem von oben erleuchteten, fürstlich eingerichteten Speisesaale eine vortreffliche Mittagsmahlzeit hält, ist von der ganzen Fahrt weiter nichts zu bemerken.

Der Bahnhof in Paris ist überraschend groß, obschon man große Maßstäbe mitbringt und Großes erwartet, die Ordnung musterhaft. Statt daß man bei uns in wilder Hast in die Gepäckkammern gedrängt wird, und nun Hals über Kopf nach dem Seinigen greifen soll, verwirrt gemacht durch das Wühlen, Suchen, Schreien der andern Passagiere und der Beamten und Packträger, bleiben hier die ankommenden Frem-

den ganz ruhig in einer Salle d'attente. Während dessen suchen die Beamten die Packstücke nach den Nummern aus, ordnen das Zusammengehörende nebeneinander auf den großen Tischen, die längs allen Wänden des Gepäckgebäudes stehen, und erst wenn dies besorgt ist, läßt man die Fremden herein und händigt ihnen gegen den Packschein ihr Eigenthum aus. Unsere neun Collis, die wir sonst überall mit Mühe und Noth zusammengerafft, hat man uns hier zierlich wie eine Geburtstagsbescherung aufgebaut.

Vor allen Dingen will ich Dir nun in Eile den Eindruck beschreiben, den Paris in diesen anderthalb Tagen in Bezug der neuesten Vorgänge auf mich gemacht hat. — Von der Größe der Stadt, von ihrer Pracht und Schönheit kann ich noch keine mich überraschende Vorstellung haben. Die Boulevards, so weit ich sie gesehen, die innere Stadt, der Börsenplatz, der Vendomeplatz mit dem Standbilde Napoleon's auf der

Säule, der Concordeplatz sind sehr bedeutend, sehr volkreich, voll glänzender Magazine und prächtiger Gebäude. Indeß Rom und Neapel sind auch so großartig, daß der äußere Eindruck irgend einer Stadt, wie man ihn in den ersten Tagen empfängt, nicht mehr wesentlich überraschen kann, nachdem man jene Orte gesehen hat. Zudem schadete wohl das schlechte Wetter der Physiognomie der Stadt.

Die Zerstörungen durch die letzte Revolution sind überall sichtbar. An den Straßenecken sind die Pflastersteine erst lose hingelegt, nicht eingerammt; zerbrochene Brotwagen und umgestürzte Omnibus bezeichnen hie und da die gewesenen Barrikaden. An einer Kirche ist das aus Eisenstäben bestehende Gitter bis auf einige Fuß abgerissen, die allein noch zeigen, daß hier ein Gitter war. Im Palais royal — oder Palais national, wie es jetzt laut der Ueberschrift heißt — sind alle Scheiben, viele Fensterrahmen und

Gerüste zerbrochen; das Wachhaus — Chateau d'eau — gegenüber dem Palais royal, in dem die Garden verbrannten, liegt in rauchgeschwärzten Trümmern; andere Wachhäuser in der Nähe der Seine sind bis auf das Fundament abgebrochen, und Nationalgarden halten in ihrer Nähe Wache, vor der ersten besten Boutike sitzend, die als Wachstube dient. Auf den Boulevards sind die Bäume umgehauen, die Brunnenröhren und Säulen niedergerissen. In den Tuilerien flattern zerfetzte weiße Vorhänge aus den scheibenlosen Fenstern; über allen Thüren, an den Mauern des Schlosses liest man mit Kreide oder Kohle angeschrieben: »Hôpital des Invalides civiles.« An den Theatern, über den Portalen der Kirchen, auf allen öffentlichen Gebäuden flattert die Trikolore lebensmuthig in der Luft über der Inschrift: liberté, fraternité, égalité. Sie haben die Worte hingeschrieben, wo sie Raum fanden, als wollten sie sich beständig erinnern, daß dieselben

künftig die Grundlage ihrer Staatsgesetzgebung bilden müssen, oder als fürchteten sie, man könnte das vergessen.

Mehrmals am Tage sah ich gestern Haufen von dreißig bis vierzig Männern, fast lauter Arbeiter, durch die Straßen ziehen, welche die Marseillaise sangen und das alte Lied der Girondisten, das vom Volke wieder aufgenommen ist. Es lautet:

Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants.
Allons! dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Nous, amis, qui loin des batailles
Succombons dans l'obscurité,
Vouons au moins nos funérailles
A la France et sa liberté.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Die Melodie ist sehr schön, von fast eben so ergreifendem Rhythmus als die Marseillaise.

Die Arbeiter haben noch ein anderes Lied, dessen Refrain: »vive la république!« gestern in der Nacht mich oft aus dem Schlafe weckte. Und diese Melodien werden so unablässig gesungen, daß man sie zu hören glaubt, wenn auch Alles still ist. —

Riesige Anschlagzettel kleben an allen Ecken, Brunnen und Gebäuden; die Ordonnanzen und Plakate der Regierung sind auf weißem, alle andern auf farbigem Papiere gedruckt. Gestern war ein Dekret angeschlagen, das die Arbeitszeit auf zehn Stunden bestimmte, ein anderes, das die Brotpreise regelte, mir aber unverständlich war, weil ich das Maß nicht kenne. Indeß so viel habe ich erfragt, daß die Lebensmittel unverhältnißmäßig theurer sind als bei uns.

Man sagt mir, Paris sei todt, die Straßen sehr öde in diesem Augenblick, und allerdings ist

die Zahl der Equipagen verhältnißmäßig wohl gering, aber das Leben in den Straßen, auf den Boulevards ist doch überraschend. Das ganze Volk ist darauf eingerichtet, sich kund zu geben, seine Meinungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Vive la république! schreien schon achtjährige Knaben mit derselben Energie wie die Erwachsenen, und dieser Ruf hat eine ganz bestimmte Tonscala. Bei den drei ersten Sylben des Wortes Republique steigt der Ton wachsend und sinkt dann herab bei der letzten Sylbe. Manchmal wenn man ein schallendes, kräftiges »vive la république!« ertönen hört und dann fünf, sechs kleine Jungen erscheinen, die es ausgerufen haben, traut man seinen Sinnen nicht, lernt aber begreifen, wie sehr das politische Element das Volk durchdrungen haben muß, wenn es sich bis in die Spiele der Kinder gedrängt hat.

So wie man sich auf der Straße befindet, wird man von Zeitungsausrufern, Männern,

Weibern und Kindern umdrängt. »La Presse! la Presse! Journal du soir! seconde édition! — Le Moniteur du soir, Monsieur! achetez le moniteur du soir, Monsieur! — Voilà quelque chose qui vous regarde, Mesdames! la voix des femmes! achetez la voix des femmes, Mesdames! — Achetez la Presse, Messieurs! — La Liberté! La Liberté pour un sou, Monsieur! — La République! la vraie République! — Les scélératesses du scélérat Louis Philippe et de ses scélérats de ministres! — Le Chant de la liberté! — La voix du Peuple!« — so ruft, schwirrt, lärmt es durcheinander. Zeitungsblätter, Veilchenbouquets, Phosphorhölzer, Statuetten, werden dem Vorübergehenden fast in die Hand gedrückt, aber eigentlich belästigt wird man nicht. Sie wissen die rechte Linie zu treffen und scheinen sie nicht zu überschreiten.

Karrikaturen auf Louis Philipp sieht man an

allen Ecken. Eine in Terracotta zeigt ihn als blinden Bettler. Er sitzt an der Erde, den Regenschirm neben sich, von einem Hunde bewacht und die Hand mit dem runden Hute den Vorübergehenden entgegenstreckend. Darunter stehen die Worte: »Faitez moi l'aumône d'un petit trône, s'il vous plaît, Messieurs!« — Eine Andere stellt ihn dar, wie er sich, mit einem Päckchen unter dem Arm, in die Thüre eines sehr engen Fiakers drängt, mit der Unterschrift: »A l'heure, cocher, et non à la course, car j'irai loin!«

Wir haben in diesen Tagen eine Menge Leute gesprochen, aber nirgends eine sympathische Aeußerung für Louis Philipp gehört. Sein Geiz, diese niedrigste, diese elendeste Leidenschaft, hat ihn allgemein verächtlich gemacht; und wahr ist es, wie einst die Sittenlosigkeit der Bourbons das Volk demoralisirte durch schlechtes Beispiel, so hat der Geiz Louis Philipp's

die Franzosen habsüchtig gemacht und, ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsgefühl untergrabend, sie bis zur Käuflichkeit herabsinken lassen. Trotz der Verdammung Louis Philipp's, wird jedoch stets ein lebhaftes Bedauern für die Prinzen Joinville, Montpensier und Aumale, besonders aber für Joinville ausgesprochen, der sehr beliebt zu sein scheint.

In Bezug auf Joinville haben wir gestern Abend interessante Papiere in Händen gehabt, die Korrespondenz seines Lehrers mit dem Könige, damaligem Herzog von Orleans, als es sich darum handelte, den eilfjährigen Knaben einem Collège zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Mit echt pädagogischem Unverstande verkennt der Gouverneur die Harmlosigkeit und Freimüthigkeit dieses Knabencharakters. Er schildert ihn als einen trägen, zum Lernen gar nicht zu bewegenden Knaben. »Sein Hang zum Niedrigen,« heißt es in den Originalbriefen, »seine Lust an

dummen Streichen werden ihn gleich zum Mittelpunkt für alle Taugenichtse der Klasse machen; er wird diese mit dem Instinkt seiner Anlagen augenblicklich herausfinden, sich ihnen anschließen und von ihnen alle Fehler annehmen, die ihm noch abgehen. Was für einen andern Prinzen rathsam wäre, was sich für die Herzöge von Chartres und Nemours als vortrefflich bewährt, sie mit andern Jünglingen gemeinsam zu erziehen, das würde bei dem maßlosen Leichtsinn, bei den übeln Anlagen und dem Trotze dieses Knaben, die übelsten Folgen haben und Ew. königlichen Hoheit den bittersten Verdruß zuziehen, den der Herzog von Joinville Ihnen auch ohnedies nicht ersparen wird.«

In diesem Tone, der mitunter an eine so rohe Frechheit streift, wie kein Dorfschulmeister sie gegen seinen Amtmann sich erlauben würde, gehen dieser und ein paar andere Briefe gleichen Inhalts fort, so daß man das tiefste Mitleid mit

dem unglücklichen Fürstenkinde empfindet, dessen fröhliche Jugend in die Hände eines so lieblosen, so unverständigen Mannes gegeben war. Glücklicherweise ist die gesunde Menschennatur schwer zu verderben, wie man an Joinville sieht.

Diese Briefe, nebst noch sechzig oder siebenzig andern vom König und der königlichen Familie, befanden sich im Besitze eines unserer Bekannten, der sie am Tage des Sturmes der Tuilerien auf dem Hofe zusammengerafft hatte. Das Volk war in ein Kabinet gedrungen, in dem die Privatkorrespondenz der königlichen Familie in lederne Koffer verpackt stand. Alle diese Koffer wurden aufgerissen, die Papiere auf den Fußboden und durch die Fenster auf die Straße geworfen, wo Jeder davon nahm, was ihm gerade in die Hände fiel.

Unter den Blättern, die ich gesehen habe, befand sich manches Interessante; so z. B. ein Ent-

wurf des Königs zu einer Einladung Guizot's. Das Billet war mit höchster Ueberlegung geschrieben und immerfort geändert, um die rechte Form für die Aufforderung zu finden, bei der es sich um eine Verständigung nach einer Spannung zu handeln schien. Die Worte: »je vous prie, je vous invite,« waren ausgestrichen, und endlich die Redensart: »je vous engage de vous rendre chez moi« stehen geblieben. — Ferner sah ich einige sehr bedeutende Briefe des Königs Leopold von Belgien in Betreff der griechischen Frage; dann aus neuerer Zeit dringende Bitten Joinville's und der beiden jüngeren Prinzen an den Herzog von Nemours und an die Königin, den König zum Nachgeben bei einer freisinnigen Maßregel zu bewegen. In einem Blatte schreibt Nemours: »le roi devient de plus en plus entêté; impossible de le faire fléchir!« Ferner fanden sich Briefe der Königin der Belgier, welche im Auftrage ihres Mannes, der zur Jagd gefahren

war, dem Könige Mittheilungen über Verhandlungen in London machte.

Sehr ausführlich war ein Tagebuch des Herzogs und der Herzogin von Nemours, geführt bei ihrer ersten Reise durch Frankreich. Die junge Fürstin erscheint darin als höchlich erfreut über all die Ehrenbezeugungen, die ihr zu Theil werden. Trotz der Ermüdung, über welche ihr Mann für sie klagt, wird jedes Blumenstraußes, jeder Rede mit Wohlgefallen erwähnt, und alle diese Gewohnheitssachen als Zeichen ursprünglicher, besonderer Theilnahme hingestellt und genossen.

Das Familienleben der Orleaniden muß nach diesen Briefen eines der innigsten und edelsten gewesen sein. Durchweg, selbst da, wo die Söhne den Vater in Briefen an einander tadeln, spricht sich die größte Anhänglichkeit aus. Aus der Zeit einer Entbindung der Königin der Belgier finden sich fast von jedem Tage Zettelchen

des Königs, in denen er nach der Tochter fragt, und Briefe der Königin, in denen sie gute Rathschläge giebt. Die Anrede in den Briefen der Prinzen ist sehr oft ein scherzendes: »chère et bonne Majesté!« — oder auch »dites à la chère Majesté«

Sehr komisch waren ein paar Briefe der Königin von Portugal an die Prinzessin Clementine, für welche die Erstere sehr große Liebe an den Tag legt. Die Hauptgegenstände bilden Zahnkrankheiten der Kinder, Toilettenangelegenheiten, Besprechungen Dümas'scher Romane, und mitten darin die Frage: »demande à ton père ce qu'il pense des arrangements à Londres et ce qu'il faut faire?« Gleich darauf wird dann ein Hofmann oder ein Künstler empfohlen, mit den Worten: »un homme parfaitement honnête, mais une énorme bête!«

Die königliche Familie hat nichts gerettet; alle Familienporträts, all die tausend Kleinigkei-

ten, die uns werth sind als Andenken, oder werth geworden durch längeren Gebrauch, hat man bei der ganz unerwarteten Flucht zurückgelassen. Man fühlt das tiefste Bedauern über das Loos dieser jungen Männer und Frauen, welche der Ehrgeiz und die Starrheit ihres Vaters von dem höchsten Gipfel der Macht hinabgestürzt haben, in alle Schmerzen der Verbannung, der Entbehrung.

Und damit sei denn der erste Brief aus Paris beendet. Zum Schlusse nur die Versicherung, daß hier für die Ruhe der Fremden nicht das Geringste zu fürchten ist, und daß wir sehr zufrieden sind, hergegangen zu sein, um das größte Ereigniß der Zeit an dem Orte kennen zu lernen, wo es zum Ausbruche kam, wo es begann; denn dies kann nur der Anfang sein jener socialen Revolution, die uns seit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge stand, und die wir herbeisehnten, wie man

das Frühjahr ersehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrscheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt!

8.

Paris, 13. März.

Man hat rechte Noth, seinen Gedanken einen festen Halt zu geben, sich ein Bild von den obwaltenden Zuständen zu schaffen, wenn man sie an jedem Tage zehnmal von verschiedenen Standpunkten beurtheilen hört — Darin sind alle Personen, welche wir gesehen haben, einig, daß die Regierung Louis Philipp's mit dem Ministerium Guizot und seinen Doktrinen eine Unmöglichkeit geworden war. Man glaubt auch an die Dauer der Republik, an die Reife

des Volkes zur Selbstherrschaft; nur die socialistische Richtung fürchtet man, welche der Revolution gegeben worden, und die in Louis Blanc's Versprechen, die Arbeit zu organisiren, ihren Ausdruck gefunden hat. Man hält diese Organisation der Arbeit für unausführbar, namentlich im Herzen einer Civilisation, in der alle Nachbarstaaten bei den alten Grundsätzen verharren, und sieht schweren Verwickelungen und Krisen entgegen. Dennoch macht sich selbst bei Vielen, welche durch die Revolution Hab und Gut, oder Amt und Stellung eingebüßt haben, eine freudige Erhebung, ein Glaube an den Fortschritt geltend, die gewiß ein gutes Zeichen sind in diesen Zeiten Besorgniß erregender Auflösung.

Wunderlich ist es, wie Jeder aus den allgemein festgestellten Thatsachen Belege für seine Meinung zu ziehen weiß, wie der große Mantel geschichtlicher Nothwendigkeit für jede Partei ein

Zipfelchen hat, in das sie sich verkriecht, das sie beansprucht, an dem sie gewebt haben will, und wie es zuletzt doch nur eben der umhüllende Mantel des Alls ist, in dem die Kreuz- und Querfäden der Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft aus Nothwendigkeit erschaffen.

Seit Jahren mag der Druck des herrschenden Systems schwer auf Vielen gelegen haben; es scheint auch, als sei eine Partei von fünf- bis sechstausend Menschen vorhanden gewesen, welche sich in einzelnen Klubs versammelte und nur durch ihre Häupter in Verbindung stand. Diese Partei hat die Republik gewollt, und den Tod Louis Philipp's als den rechten Zeitpunkt dafür im Auge gehabt. Als nun nach dem Verbot des Reformbanketts sich die Blousenmänner zu Hunderttausenden in den Straßen zeigten, gleichsam nur um die Regierung an die materielle Macht der arbeitenden Stände zu errinnern, und vor dem Hotel Guizot's auf dem Boulevard ihnen

eine Flintensalve auf ihr »à bas Guizot!« antwortete, welche eine Masse Menschen, darunter spazierengehende Frauen am Arme ihrer Männer, tödtete oder verwundete, da brach der Kampf los, und jene Männer der Republik fanden es gerathen, sich der Bewegung zu bemächtigen.

Dennoch behauptet man, es sei in jenem Augenblick mehr Wahrscheinlichkeit für die Regentschaft der Herzogin von Orleans, als für die Republik gewesen. Nicht die Republik, sondern nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welches die übrigen Reformen von selbst nach sich gezogen hätte, wäre eine Nothwendigkeit gewesen. Eine Stimme, die sich zur rechten Zeit entschieden für die Regentschaft ausgesprochen, würde die Einführung der Republik gehindert haben. Und da untersteht man sich, auch in Frankreich, an den Zufall in der Weltgeschichte zu glauben, der allem Christen- und Heidenthum und aller Möglichkeit und Vernunft widerspricht.

Als ob der Zusammenstoß gewitterschwerer Wolken, welche von den Urkräften erzeugt, sich innerhalb nothwendiger Kreise bewegen, und in diesen sich ebenso nothwendig begegnen und den zerschmetternden Blitz entzünden müssen, ein Zufall wäre! — Zufall ist ein Wort, hinter dem sich die Einsichtslosigkeit versteckt, welche selbst die kleine Mühe des Denkens zu schwer findet. — Zufall! in einer Welt, die sich in den Angeln der strengsten gesetzlichen Regelmäßigkeit bewegt, in der jedes Untergehen mit einem Werden zusammenhängt! Man schämt sich, wenn man die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts von Zufällen in der Weltgeschichte sprechen hört. Als ob Etwas anders werden könnte, als es werden muß! Wo nimmt man nur die Resignation her, sich über das Unglück zu trösten, das aus dem blinden Zufall für den Einzelnen entspringt? In eine Nothwendigkeit fügt man sich, aber in die dumme Laune eines blinden Zu-

falls, von irgend einem einfältigen Menschen herbeigeführt, nimmermehr.

Die Republik war für Frankreich nothwendig, weil sie entstand; und sollte sie auch nur von kurzer Dauer sein in diesem Augenblick, so wird sie auch dann, das für diesen Augenblick Nöthige geleistet, und den nöthigen Samen für weitere Entwickelung erzeugt haben. Daran halte ich mich und bin ruhig. —

An eine Schreckenszeit denkt Niemand, aber die Geldkrisis soll sehr schwer sein. Die Journale, namentlich die Reform, klagen die Kapitalisten an. Sie sagen: »Wie euch 1789 die Aristokratie durch ihre Flucht verrathen hat, so thun es jetzt die Kapitalisten. Die Bankiers verstecken ihre Kapitalien, sie machen keine Geschäfte, sie halten ihre Fonds zurück, um euch zu ängstigen durch Stockung des Verkehrs. Sie wollen euch zwingen, in die Werkstätten zurückzukehren und für die früheren Preise zu arbeiten. Aber glaubt

ihnen nicht und arbeitet nicht.« — Thatsache ist, daß viele der ersten Häuser ihre Zahlungen eingestellt haben, und daß kein Bankier auf die Anweisungen und circulating letters aus Deutschland und Rußland zahlt, wenn sie auch von den Häuptern, von den Grundpfeilern der Börsen ausgestellt worden sind. — Dies hat die Folgen, daß die Fremden fortgehen, daß eine große Zahl Gewerbtreibender brotlos wird, daß viele Wohnungen leer stehen und die Zustände für die arbeitenden Klassen sich so verschlimmern, daß keine Unterstützung der Regierung Abhülfe zu bringen vermag.

Die Nacht des Revolutionskampfes muß schrecklich gewesen sein. Man führte die blutenden Leichname derer, welche vor dem Hotel Guizot's gefallen waren, auf Wagen durch die Straßen. Männer mit brennenden Fackeln, deren glührothes Licht die klaffenden Wunden beleuchtete, umgaben diese Wagen, und der Schrei:

»aux armes! vengeance! on nous assassine!« durchzitterte die Nacht hindurch die Luft, den Trommelwirbel und das Läuten der Sturmglocken übertönend. Wie durch einen Zauberschlag entstanden die Barrikaden und verbreiteten sich durch die ganze Stadt. Unaufhörlich rief man: éclairez, éclairez, ou l'on vous cassera les vitres! Des lampions à la fenêtre!« Da es aber sehr windig war, brannten die Lichter nicht, und man improvisirte Papierlaternen. Auf dem Balkon vor unsern Fenster fanden wir noch halbe Kartoffeln, die man ausgehöhlt hatte, um Lichter darin zu befestigen.

Im Faubourg St. Martin, wo wir in einer der engsten Straßen, der Rue St. Lazare, eine liebenswürdige, hieher verschlagene Deutsche besuchten, soll der Kampf furchtbar gewüthet haben. Tag und Nacht kamen die Männer nicht von den Barrikaden; in den Häusern machte man nach Recepten Schießbaumwolle; auf den Stra-

ßen schmolzen Frauen und Kinder Zinngeräth und gossen Kugeln; Alles war auf den Füßen, Alles in der fieberhaften Aufregung der Wuth. So wie ein Trupp Soldaten anrückte, fielen von den Barrikaden die Schüsse, dann sprang man hinab, sich hinter den Brustwehren zu bergen. Jeder Angriff hat Todte und Verwundete von beiden Theilen zurückgelassen, die man schnell in die, einen Augenblick geöffneten Häuser schleppte, worauf sich die Thüren wieder schlossen. Solch ein Kampf mitten in einer Stadt! mitten im Herzen der sogenannten Civilisation! »Ich habe schaudernd Achtung bekommen vor diesen Kämpfern,« sagte die Dame, welche uns diese Scenen schilderte.

Das Volk hat sich bewunderungswürdig benommen, darin kommen Alle überein. Nirgends hat man geraubt, nirgends Etwas entwendet, außer in den Tuilerien, und auch da hat man sich eigentlich nur auf Zerstörung der königlichen

Insignien beschränkt. Auf dem Tuilerienplatze verbrannte man den Thron, den Gamins und Männer umtanzten, eingewickelt in die kostbaren Shawls der Prinzessinnen, und in abgerissene Sammetportièren und Gardinen. Von der Wunderbarkeit der Costüme, welche in diesen Tagen des Kampfes aus Eile, aus Laune, aus Uebermuth und Nothwendigkeit entstanden, hat mir ein alter Bekannter, der geniale Maler Karl Rahl aus Wien, die originellsten Schilderungen entworfen.

Madame Cornu, eine geistreiche Schriftstellerin, mit der mich Bettina in Verbindung gebracht, erzählte uns heute sehr hübsch von ihren Erlebnissen während der Revolution. Sie ist eine noch junge und angenehme Frau, die lange Jahre in Deutschland und Italien gelebt hat, und jetzt für eine Encyklopädie die Artikel über deutsche und italienische Kunst und Literatur schreibt. Ihr Mann ist Historienmaler; sie haben

im Faubourg St. Germain, in der Rue de Varennes, die obere Etage des Hotels inne, das die Mutter des Herzogs von Praslin bewohnt. — Herr Cornu ist Nationalgardist und hatte am Morgen auf den ersten Appel sein Haus verlassen. Als die Unruhe des Kampfes und der Lärm der Sturmglocken wuchsen, hielt seine Frau die Qual der Ungewißheit in den einsamen Zimmern nicht länger aus und beschloß auf die Straße zu gehen, um sich wenigstens zu überzeugen, wohin sich die Compagnie ihres Mannes gewendet habe.

»Aber wohin ich kam,« erzählte sie, »fand ich Barrikaden, indeß auch überall Männer auf denselben, die mir Beistand anboten und mir hinüberhalfen. »Posez le pied sur ma main! on vous assistera! on vous aidera, Madame!« rief es von allen Seiten. Einmal dicht vor einer Barrikade, stürmte ein Haufen Gamins heran, laut die Karmagnole singend und sich wild durch-

einander drängend, so daß ich gezwungen war, mich in die Vertiefung eines Hausthores zu stellen. Sogleich sprangen ein paar Männer von der Barrikade herab, breiteten schützend ihre von Arbeit und Pulver geschwärzten Arme vor mir aus und riefen: »Respect aux femmes! faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«

Am nächsten Tage ging sie in Begleitung ihres Mannes an einer Boutique de comestibles vorüber, aus der sie ihren Bedarf kommen läßt. Der Laden war von Männern umringt, und Herr Cornu, in der Meinung, man wolle dort rauben, trat heran, um dies wo möglich zu verhindern, als die Leute mit dem freundlichsten »merci Madame! bien obligés!« davongingen. Ganz ruhig waren sie mit der Bitte herangetreten: »Wir sind vierundzwanzig Stunden auf der Barrikade, wir sterben vor Hunger; faites nous l'aumône d'un morceau de pain!« — Dabei hing der

ganze Laden voll Würsten und Schinken; Pasteten, gebratene Hühner und Käse standen umher, aber Niemand rührte etwas an, Niemand verlangte davon; und als die Besitzerin zu dem erbetenen Brote einen Käse und ein paar Flaschen Wein freiwillig hergab, theilte man es redlich und dankte ihr vielfach.

Indessen das glauben die Reichen nicht. Sie wollen sich fürchten vor ihren armen Mitbürgern, sie wollen sie für Diebe halten, und machen sie dazu. Ich habe Bankierhäuser gesehen, in denen man die kostbaren Gardinen und Portièren abgenommen, das Silber- und Goldservice verschlossen und Alles fortgeräumt hatte, was man an Kostbarkeiten besaß. Ein Goldarbeiter erzählte, daß Viele ihre Silberservice einschmelzen ließen, einmal um sie der gefürchteten Plünderung zu entziehen, und dann um sich baares Geld zu schaffen. Für den letztern Fall ist es sehr vernünftig; sie verlieren dabei nur den Werth der Ar-

heit, und jedenfalls weniger als beim Verkauf der ganz entwertheten Staatspapiere und Actien. —

Daß bei solchen Verhältnissen die Stimmung in Paris keine heitere ist, begreift sich leicht; dennoch glaubt man an die Dauer der Republik, und einer der ersten Bankiers sagte mir heute: »Sie ist künftig die einzig mögliche Staatsform für Frankreich, und man muß sie um jeden Preis zu erhalten suchen.«

9.

Paris, 14. März.

Die beiden Personen, welche ich am lebhaftesten in Paris zu sehen gewünscht, waren Georg Sand und Heine. — Die Sand ist nicht in Paris, sondern in Berry auf ihrem Gute, von wo aus sie einzelne »lettres au peuple« schreibt, deren jetzt zwei erschienen sind, hoch und schön, wie Alles, was diese große Seele schafft. Diese Briefe und ein anderer Brief von ihr im Courrier français machten mir solch lebhaften Eindruck, daß mich der Gedanke faßte, sie zu übersetzen

und schnell nach Deutschland zu senden. Es wäre aber nichts damit erreicht. Unsere Zustände und die hiesigen sind so vollkommen verschieden, daß die Briefe für die Masse unseres Volkes wirkungslos bleiben würden. Den Handwerkervereinen würden sie verständlich sein; aber die wissen zum großen Theile, was die Sand hier sagt, und der gewaltige, hinreißende Eindruck ihres prophetischen, sibyllinischen Wortes würde in der Uebersetzung verloren gehen. Die politische Bildung Frankreichs hat der Sprache allmälig einen Charakter aufgeprägt, sie für die Kürze republikanischer Zurufe — wenn man so sagen darf — fähig gemacht. Es ist eine heroische Energie, eine bestimmte Koncentration in der Sprache entstanden, wie sich der bestimmte Tonfall für den Ruf »vive la république« gebildet hat.

Das öffentliche Leben, die Kammerreden, die Redner in der Revolution des vorigen Jahrhunderts haben die Sprache von aller Abstraktion,

von allem Schulstaub befreit, und wenigstens die Sprache zum Gemeingut gemacht, eine geistige Volksbewaffnung durch die Sprache herbeigeführt. So weit ist es aber bei uns noch lange nicht. Der Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und der Ausdrucksweise des Volkes ist noch sehr groß, und wenn wir volksthümlich sprechen wollen, verfallen die Meisten in den Fehler derer, die, zur Sprache der Kinder hinabsteigend, lallen, statt die Kinder zum deutlichen Nachsprechen zu bewegen.

Da ich die Sand nicht kennen lernen konnte, wollte ich wenigstens so bald als möglich dem Wunsche, Heine zu sehen, genügen. Er hatte seine Wohnung in der Stadt verlassen, um gesunde Luft zu haben, und eine Maison de santé in der Rue de l'Oursine bezogen, noch über den sehr entlegenen Jardin des Plantes hinaus. Ich hatte ihm erst schreiben und bei ihm anfragen wollen, ob er erlaube, daß ich ihn besuche; was

man aber in solchen Anmeldungsbilletten sagt, ist doch gewöhnlich nur ein albernes Gemisch von Schmeichelei und erlogener Bescheidenheit, und ich zog es also vor, ganz ohne weiteres hinzugehen, die Karte hinaufzusenden und es seiner Neigung zu überlassen, ob er mich annehmen wolle.

In dem weiten stillen Hofe des Krankenhauses sagte der Concierge: »au second, numero vingt trois.« Wir stiegen hinauf. Oben aus der Thüre von Heine's Zimmer trat gerade ein junges Hausmädchen heraus; dem gaben wir die Karten, und sogleich erscholl von innen ein: Entrez! entrez!

Mitten in einem großen Schlafzimmer mit großem französischem Himmelbett und blauen Möbeln stand, sich auf einen Tisch stützend, Heine, der uns mit den Worten empfing: »Mein Gott, Sie kommen so weit heraus zu mir! wie haben Sie mich nur gefunden? Und wie ich vor Ihnen

erscheine! Ich habe in den letzten Tagen so viel gelitten, daß ich nicht daran denken konnte, meine Toilette zu machen; meine Nerven ertrugen keine Berührung.« — »So schicken Sie mich fort, wenn Sie leiden.« — »Nein, nein! bleiben Sie, es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen.« — »Ich wollte bei Ihnen nicht schriftlich um die Erlaubniß Sie zu besuchen anfragen, um Ihnen die Mühe der Antwort zu ersparen, und war ganz darauf gefaßt abgewiesen zu werden, und wenn Sie wollten, wieder zu kommen.«

Sein Arzt, ein deutsch sprechender Ungar, meinte: »Sie wollten ihm die Mühe eines Billets ersparen, und er hat gestern und heute stundenlang für die Allgemeine Zeitung geschrieben.« — »Geschrieben!« rief Heine, »ach! ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Styl wird

aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur. — Aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort.«

Er lachte hell und hübsch, und man sah, trotz seines tief leidenden Zustandes, daß er sehr angenehm gewesen sein muß. Das Profil, die ganze Gesichtsbildung ist fein, das schlicht herabfallende reiche Haar hellbraun. Ein voller Bart, leicht mit Grau gemischt, umgiebt das Kinn. Die Bewegung der wohlgeformten magern Hände ist sehr edel, und vor Allem muß der Mund schön gewesen sein, denn der Ausdruck ist, trotz der Krankheit, die ihn lähmt, so angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den sprudelnden Uebermuth, all die Aristophanischen Witze zutraut.

Ich fühlte recht, welch wahres Interesse ich

an ihm nehme, wie dankbar ich ihm bin für all den reichen Genuß, den ich ihm schulde; weil ich so gern irgend etwas gewußt oder gethan hätte, ihm Erleichterung, Zerstreuung oder Freude zu bereiten. Weil ich ihn immer nur in seiner geistigen Jugend sah, mag ich euch auch kein Bild seines körperlichen Leidens geben. Er ist zum Theil gelähmt und klagte sehr über seinen Zustand, welcher ihm den Gebrauch der Augen in so weit raubt, daß er nur wenig schreiben und gar nicht lesen kann.

Seine Frau, eine große schöne Französin, recht was man belle femme nennt, sagte: »Mais tu vas mieux, mon ami, depuis que tu es ici!« und der Arzt bekräftigte das, weitere Besserung für das Frühjahr versprechend. Mit Rücksicht auf die Frau war die Unterhaltung abwechselnd deutsch und französisch. — »Herr Heine hat den Frühling so schön gefeiert, daß der Frühling wohl etwas für ihn thun müßte,« sagte ich scherzend. —

»Ich habe das Meer auch sehr schön besungen und bin immer seekrank gewesen. Und die Frauen erst! quel mal elles m'ont fait!« Er lachte herzlich.

Wir sprachen von Deutschland, von der französischen Revolution. Er war gerade in die Stadtwohnung gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die ersten Stürme des Kampfes sich hören ließen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und er hatte Noth, wieder dorthin zu gelangen. — Er fragte viel nach Deutschland, ließ sich einen Brief über die Revolution in Bremen vorlesen, den ich eben erhalten und noch in der Tasche hatte, wollte Auskunft über seine Bekannten in Deutschland, und kam immer wieder auf die schmerzliche Klage zurück: »Sie wissen es nicht, was es heißt, solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben. Ich hätte müssen

todt oder gesund sein!« Aber trotz dieser Klagen sprach er die wärmsten Hoffnungen für Deutschland aus, und scherzte zugleich über die Verwunderung und den Schreck der Deutschen, wenn sie jemals frei werden sollten.

Wir waren beinahe eine Stunde bei Heine und gingen fort, um ihn nicht zu ermüden, obschon er lebhaft zum Dableiben nöthigte. Beim Abschied verhieß er, sich zu uns bringen zu lassen, sobald er einen guten Tag haben würde. —

Später am Tage sprach ich Deutsche, welche ihn verdächtigten, ihm vorwerfend, er habe als Pensionär auf den Listen Guizot's gestanden und viertausend Franken von der Regierung bezogen; er habe sich also verkauft. Dies Geschwätz ist wirklich widerwärtig. Ich will es glauben, daß Heine so gut als andere politische Flüchtlinge eine Unterstützung von der Regierung erhalten hat, aber was beweist das gegen ihn? Und wenn viele andere deutsche Verbannte diese Pension nicht

erhalten haben, so ist auch das erklärlich, ohne daß Heine sich deshalb verkauft haben muß. Es ist wohl anzunehmen, daß Frankreich die stolze Großmuth zeigen wollte, einem Dichter wie Heine beizustehen, als sein Vaterland ihn verstieß.

Es ist Heine mit Deutschland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der sie verrathen worden sind. Man kann sich zuletzt an den Gedanken dieses Verraths gewöhnen, man kann ruhig darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz. Man kann dahin kommen, das, was man einst geliebt, mit strenger Objektivität zu betrachten, alle seine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie. —

Sie sagen, Heine habe Frankreich auf Deutschlands Kosten gelobt, Deutschland verspottet im Vergleich zu Frankreich. Das mußte Jeder, der gesunde Vernunft hatte; denn mochten die französischen Zustände noch so mangelhaft sein, sie

waren golden im Vergleich zu den unsern. Hätte Heine Rußland gelobt, jemals der Hierarchie oder irgend einer Knechtschaft geschmeichelt, man könnte ihn des Abfalls von sich selbst beschuldigen, aber wo hat er das gethan? Weder das Wintermährchen, noch der Atta Troll, noch irgend eine seiner Arbeiten ist unfrei, und diejenigen, welche so eifrig an ihm nach Mängeln suchen, sollten sich erinnern, daß es Heinrich Heine war, der die Freiheit sang, dessen Lieder wie morgenfrischer Lerchenjubel emporschmetterten, als Deutschland in den Jahren von 1826 — 1830 wie in bleiernen Todesbanden gefangen lag. Sie behaupten ferner, seine Verehrung Napoleon's sei undeutsch, und mäkeln mit dem kleinen Maß des beschränkten Patriotismus, wo ein Dichter dem größten Genius des Jahrhunderts freudig huldigt in Allem, was er Großes geschaffen und gewesen, ohne sich an die Mängel zu halten, die ein Jeder kennt. Gerade dasselbe aber sollten Heine's Tadler für Heine

thun und nie vergessen, daß er trotz seiner Fehler einer unserer größten Dichter ist, und daß unsere Sprache, daß wir Alle ihm unendlich viel verdanken. Heine ist es, der dem Styl die goldenen Fesseln der Goethe'schen Zwangsherrschaft abgenommen und dem Deutschen das Recht erkämpft hat, die Sprache als freies Eigenthum des Individuums mit Individualität zu behandeln; damit ist aber für die geistige Entwickelung der Sprache und des Volkes ein Wesentliches geschehen.

Meine alte Vorliebe für Heine, die aus meiner ersten Jugend stammt, reißt mich hin, Euch eine lange Abhandlung zu schreiben; aber viele der Heine'schen Lieder haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen schwerer Leiden, ich habe mich erfrischt an ihrer Lebensfülle, und so kann die Begegnung mit Heine mir kein gewöhnliches Ereigniß sein.

Den Weg nach der Rue de l'Oursine hatten

wir im Omnibus gemacht. Es war von unserer Wohnung aus eine förmliche Reise und wir wurden dreimal »debarkirt.« Damit bezeichnet man das Umladen der Passagiere in andere Omnibus, an bestimmten Straßenecken, wo die verschiedenen Wagen sich treffen. Ich vermuthe, daß man bei dieser Einrichtung gerade nicht auf die schnellste Art an den Ort seiner Bestimmung gelangt, da jede dieser Omnibuslinien gewiß eine möglichst große Strecke umschließt; aber man kommt doch zuletzt an das Ziel, und für mich hatten die Umwege den Vortheil, daß ich einen großen Theil der Stadt, und zwar auch die kleinen, entlegenen Straßen zu sehen bekam.

Des Interessanten giebt es denn auf solchen Wegen auch viel und überall. Gestern sahen wir viertausend Schweizer, welche die Republik beglückwünschen wollten, in's Hôtel de Ville ziehen. Sie hatten rothe Binden mit einem weißen Kreuze um den Arm. — Dann trug man, gefolgt von

einer zahlreichen Menge, die Büste der Freiheit auf das Stadthaus, welche ein Bildhauer diesem zum Geschenke machte. »C'est le buste de Madame Roland qu'on porte à l'hôtel ville; vive Madame Roland!« erscholl es in unserer Nähe.

Nachher kam ein Korps von vielleicht fünfzehnhundert Gamins. Sie hatten alle weiße Papierstreifen an den Mützen, auf welche die Nummer ihres Arondissements geschrieben war, und man führte sie auf das Stadthaus, um aus ihnen die Garde mobile zu bilden. Damit ist es ein eigenes Ding. Alle diese Gamins hatten Waffen in den Revolutionstagen, die man ihnen nicht füglich nehmen zu können glaubt, ohne Unruhen zu erregen. Man hat sich also sehr klug entschlossen, die zu Bewachenden zu Wächtern, die Böcke zu Gärtnern, die Gamins zu einem regulären Korps zu machen. Sie sollen, mit der Nationalgarde untermischt, für den Augenblick den Dienst der abgeschafften Municipalgarde versehen.

Abends im Théâtre des variétés, wo wir Bouffé in le pouvoir d'une femme sahen, führte die Garde mobile bereits die Aufsicht an der File vor dem Theater und auf allen Treppen und Eingängen. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatten aber rothe Binden um den Arm. Ihre Gewehre stellten sie in einen großen Schrank auf dem Vestibule und vernagelten ihn dann. Sie sagen hier: »Louis Philippe a été chassé par un Italien, deux Polonais et trois gamins.« Welche Rolle diese letztern hier spielen, läßt sich durch eine Anekdote bezeichnen. Als in den ersten Unruhen der Februartage die Gräfin d'Agoult einen alten Diener ausgesendet, um zu erfahren, wie die Sachen stehen, kehrte dieser mit der Antwort zurück: »Madame, l'affaire sera serieuse, car les gamins s'en mêlent.«

An allen öffentlichen Gebäuden steht außer dem liberté, fraternité, égalité noch immer ein: »Respect à la propriété nationale;« an der Ein-

gangsthüre des Jardin des Plantes und der Sorbonne: »Respect aux sciences et arts;« vor dem Hôtel Elysée Bourbon im Faubourg St. Honoré: »Réfuge pour les blessés, Ambulance.« Auf jedem Schritte wird man an die Ereignisse erinnert. Vor einer Artilleriekaserne standen zwei Gamins Wache — und die Welt geht nicht unter, obschon das Militär fortgezogen, die Municipalgarde abgeschafft und der König entthront ist.

10.

Paris, 15. März.

Gestern habe ich denn ein Paar der berühmtesten Gebäude gesehen, die Kirche St. Madelaine und die Börse, beide im schönsten Style der Antike gebaut und darum so wunderbar fesselnd. An den langen, schöngestreckten Linien des Gebälkes der Madelaine, an den schlank und in sich gefestet aufsteigenden Säulen ruht das Auge unbeschreiblich süß aus. Schon die schönen, wagerechten Linien der Stufen, die zur Kirche hinanführen, haben etwas Wohlthuendes, indem sie

den Blick allmälig emporlenken und das Gebäude, das eigentliche Kunstwerk, über die Erde erhöhen und mit ihr vermitteln. Durch drei Kuppeln fällt das Licht in die Kirche, deren Inneres im freundlichen, aber nicht eigentlich schönen Style der modernen italienischen Kirchen ausgeschmückt ist. Reiche Goldverzierungen, mehre bunte Bilder, vielfarbiger Marmor machen einen Eindruck von heiterer Pracht, der nur durch schlechte Marmorstatuen gestört wird. Auch die Statuen, welche am Aeußern der Kirche die Nischen füllen — Apostel und Heilige, wie mich dünkt — sind nichts weniger als schön Die Gestalten haben durchgehends etwas Manierirtes und sehen aus, als ob sie alle im Rumpfe zu kurz wären. Es muß an der Behandlung des Faltenwurfes der Gewänder liegen.

Die Kirche war geheizt, die Wärme strömte aus dem Fußboden. An allen Eingangsthüren befanden sich Wohlthätigkeitsaufforderungen, von

drei adligen Damen unterzeichnet. Eine Kapelle mit einem Beichtstuhle trug die Ueberschrift: »Propriété des dames de la bienfaisance.« Es saßen viele Damen vor derselben, alle den reichen Klassen angehörend. Eine Mutter sprach lange mit dem Beichtiger, ehe die Tochter zur Beichte vor ihm niederkniete, während welcher die Mutter ihr, ebenfalls knieend, zur Seite blieb. Nicht weit davon saßen ein paar Blousenmänner und lasen die Réforme und den Courrier Satan. — So mischen sich hier Aristokratie und Volk, Hierarchie, Religion, Luxus, Komfort und socialistische Volkszustände zu einem Ganzen.

An der Börse war mir, außer der schönen Architektur, das auffallendste, daß man hier Briefkasten eingerichtet hatte, in die man noch später als in den andern Stadtposten Briefe, aber nur unfrankirte, hineinwerfen und befördern lassen kann Das ist ein sehr gutes Institut, da sich Jedermann, nicht nur die Kaufleute allein, desselben bedienen darf.

Nach dem Besehen der Börse machten wir mehrere Besuche in der Stadt, und dabei ist mir besonders die Enge und Zierlichkeit der Wohnungen aufgefallen. Freilich bewohnen die Reichen, die Bankfürsten und die Aristokratie, große Hotels, die sich um viereckige Höfe ziehen, und im Faubourg St. Germain auf schöne stille Gärten die Aussicht haben; aber selbst sehr begüterte Leute wohnen nach deutschen Begriffen beschränkt, nicht sowohl der Zimmerzahl nach, als nach dem Flächenraume derselben. Ein Appartement besteht aus einem Salon, einem Eßzimmer, einer Schlafstube für Madame, in der man gewöhnlich empfangen wird, einer zweiten für Monsieur und irgend einem Arbeitsstübchen oder Boudoir für den Einen oder den Andern.

Diese Enge der Räume hat zur Erfindung von zweckmäßigen Möbeln Anlaß gegeben, und solch ein Schlafzimmer von Madame ist wie die Kajüte eines Dampfschiffes benutzt. Ueberall steht

ein großes Bett auf einer Estrade. Es hat Ueberhänge und Decke von gleichem Zeug und ist nach Art antiker Thronbetten zurecht gemacht, so daß über der Bettdecke, zu Kopf und Füßen, große runde Gallapolster liegen. Diese Bettstellen, die nach deutschen Begriffen schon sehr breit sind, werden Abends noch in die Breite ausgezogen und bilden ein vortreffliches Lager, denn die französischen Matratzen, Decken und Plumeaux lassen nichts zu wünschen übrig. — Vor dem Kamin stehen kleine Sophas und ein paar Lehnstühle. Ueber dem Kamin ist der Spiegel in die Wand gefügt. Den Sims zieren eine elegante Uhr, Bronzeleuchter, Statuen, ein paar Feuerfächer und einige Nippes. Ein seidener Vorhang, der nach erloschenem Feuer niedergelassen wird, fehlt nirgends. So entsteht ein warmes, behagliches Plätzchen, auf dem es jedem Fremden wohler werden muß als bei uns im Norden, wo wir, wenn wir nicht sehr reich sind,

in eiskalten Zimmern schlafen, um in einem halbwarmen großen Empfangzimmer den Tag über selbst zu frieren und unsere Gäste frieren zu lassen. Jene Einrichtung der Zimmer fand ich selbst bei einer Schneiderin, die in entlegener Straße au quatrième in ganz niedrigen Stuben, aber doch sehr behaglich und zierlich wohnte.

Als wir von Heine kamen, besuchten wir noch verschiedene Personen, die zum Theil den gewerbtreibenden Klassen angehörten, unter andern einen sehr geschickten Optiker, membre de l'académie, chevalier de la legion d'honneur, und dann die Besitzerin einer Modehandlung im Faubourg St. Honoré. Diese Personen hatten denn natürlich ihre eigenen Ansichten über die Revolution, welche sie in ihrem Gewerbe benachtheiligt. Der Optiker, von dem ich eine schnelle Lieferung der gemachten Bestellung erbat, versicherte mich, daß dies außer seiner Macht läge. Er und sein Sohn seien so sehr durch Wachdienst

und Patrouillen in Anspruch genommen, daß sie die Zeit und die Ruhe für eine so saubere Arbeit, wie die ihrige, nicht fänden. Die Modehändlerin bedauerte besonders, ihre Arbeiterinnen nicht beschäftigen zu können; aber alle Personen, welche wir sprachen, stimmten darin überein, daß der Geist des Volks nichts zu wünschen übrig lasse, daß die Arbeiter aller Grade le plus grand dévouement, la plus profonde résignation, le plus noble désinteressement bewiesen hätten.

Die Arbeiter seien verständig, mäßig, verlangen nichts Unsinniges, sondern nur Aufhebung der Sklaverei, die auf ihnen gelastet. Sie wollen freier athmen, Luft schöpfen nach der Arbeit und diese lohnender gemacht haben. Das sei billig, da viele Arbeiter unverhältnißmäßig schlecht bezahlt worden seien und ihr Erwerb außer allem Verhältniß mit den Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gestanden habe. An Aufhebung der Standesunterschiede dächte Niemand weniger

als die Ouvriers; eben so wenig an Aufhebung des Luxus, von dessen Befriedigung sie ihren Erwerb zögen. Die ansässigen Ouvriers und der petit commerce verabscheuten den Communismus, und hätten die Abschaffung der Adelstitel sehr mißbilligt, welche die Aristokratie und die Engländer von Paris fortgetrieben und sie in ihrem Erwerbe benachtheiligt hätten.

Andere Personen sahen das Heil Frankreichs allein in der Auflösung des stehenden Heeres. Vom Communismus, der ein Unsinn sei, fürchteten sie nichts, aber um so mehr vom Staatsbankerott, der nicht ausbleiben könne und den Louis Philipp Frankreich hinterlassen habe. Diese Geldnoth und die Furcht des Auslandes vor kriegerischen Angriffen von Seiten Frankreichs, würden beide durch Abschaffung des Heeres beseitigt werden; man würde täglich eine Million Franken sparen, die Abgaben also verringern, dem Arbeiter die ersten Lebensmittel billiger liefern können.

Für den Fall eines Krieges sei aber von der Abschaffung des Heeres bei einem so kriegerischen Volke wie die Franzosen gar nichts zu besorgen, dessen Gamins erst jetzt wieder ein Heer von achtzigtausend Mann besiegt, und eine Revolution in wenig Tagen beendet hätten.

Oft ward ein großer Widerwillen gegen die républicains par profession an den Tag gelegt. »Wir Alle sind Republikaner, wir wollen die Republik, um unser Gewerbe, unser Eigenthum gesichert zu sehen, und Institutionen herbeizuführen, die Jedem die Erwerbung von Eigenthum möglich machen: »mais il-y-a des républicains étrangers, des hommes sans patrie, qui ne sont rien, qui n'ont aucun état, et qui espèrent trouver un tel dans le désordre de la révolution.«

Während man Lamartine und andern Mitgliedern der provisorischen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, fürchtete man die

Ideen Louis Blanc's. Man schalt auf Ledru Rollin, dem man Geldunterschlagungen nachsagte, und behauptete, er habe das Gesetz gegen die Verhaftung der Schuldner nur gegeben, um sich selbst sicher zu stellen, da er von Schulden erdrückt werde. »Lamartine ist Dichter,« hieß es, »Louis Blanc Historiker, Cremieux ein geschickter Advokat, diese Leute können bestehen auch ohne Mitglieder der Regierung zu sein; aber Ledru Rollin, Caussidière, Flocon müssen Republikaner sein und davon leben; das ist gefährlich!«

So giebt es denn auch hier gleich wieder Verdächtigungen und Zwiespalt, und die provisorische Regierung ist innerlich nichts weniger als einig. Ledru Rollin möchte Lamartine stürzen, die gemäßigte Partei ihn halten, und Lamartine selbst kämpft mit fast übermenschlicher Anstrengung, die Ordnung herzustellen.

11.

Paris, 15. März, Abends.

Herwegh und seine Frau habe ich schon oft gesehen. Beide sind in einer fieberhaften Aufregung. Diese erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, mit welcher Sehnsucht, mit welch glühendem Verlangen Herwegh einer republikanischen Zukunft entgegen gelebt hat; aber je lebhafter ich an ihm Theil nehme, seit ich ihn vor drei Jahren kennen und schätzen lernte, um so ängstlicher sehe ich sein jetziges Treiben. Er steht an der Spitze eines Comité von deutschen Republi=

kanern, welche der Regierung in diesen Tagen ihren Glückwunsch zur errungenen Freiheit darbrachten. Das ist in der Ordnung; aber nun soll die Republik gleich jetzt auch in Deutschland proklamirt werden!

Sie verlangen Waffen vom Gouvernement, das ausdrücklich erklärt hat, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen zu wollen; sie machen wunderliche Anschläge an den Straßenecken, in denen sie von den Franzosen Waffen, Kleidung und Geld fordern, um ihren deutschen Brüdern jenseits des Rheins zu Hülfe zu ziehen; es werden Sammlungen für die deutschen Republikaner in den Kirchen gemacht; die Deutschen exerciren auf dem Marsfeld; ich höre immer von »nach Deutschland ziehen in Masse,« und frage immer wozu? ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen. Ein paar der deutschen republikanischen Arbeiter, die ich zufällig sah, da sie als Abgeordnete zu Herwegh kamen, waren durchaus

nichtig. Sie sagten Ja und Nein zu Allem, wie er es ihnen in den Mund legte. Auch die Polen und Russen, die als Verbannte hier sind, regen sich. Sie wollen auch »hinziehen« — und neulich habe ich schon welche sitzen sehen, die eifrig über die Grenzen des polnischen Reiches zankten. Man hat einen Klub der détenus politiques gegründet, zu dem auch diese Polen und Herwegh gehören.

Jemehr man nun die wahre Freiheit liebt, je zuversichtlicher man darauf hofft, sie in der sich allmälig über die Erde verbreitenden republikanischen Verfassung verwirklicht zu sehen, um so ängstlicher betrachtet man jede Unklarheit in den Köpfen derjenigen, welche das Ideal der Republik im Herzen hegen, und die man selbst als Träger, als Stützen seines eigenen Idealismus hoch hält. Herwegh's Rastlosigkeit macht mir Angst. Sie rührt offenbar davon her, daß er, ein Dichter im schönsten Sinne des Wortes,

nun plötzlich den Geschichte schaffenden Reformator machen will. Seine Phantasie reißt ihn fort zu glauben, Deutschland stehe auch schon auf dem Entwickelungspunkte, den Frankreich eben jetzt erreicht hat. Der Irrthum ist verzeihlich, denn Herwegh ist seit Jahren vom Vaterlande fern. Aber er will nicht glauben, daß er sich irrt. Ich besorge, er wird ein furchtbares Nachtstück dichten, wenn er die vorzeitigen Träume seines Geistes im Leben verwirklichen sollte.

Die Freiheit ist seine Religion, er würde mit Freudigkeit zum Märtyrer werden für die Wiedergeburt der Menschheit. Er hält diese in den höhern Klassen für verderbt, für entartet und keiner Erhebung durch das sittliche Ideal fähig. Darum würde er ruhig den Untergang derselben ansehen und mit ihnen untergehen, damit nachher die gereinigte Menschheit aus den gesunden Volksklassen sich zur Freiheit entwickeln könnte. Dies ist der Grund, warum er die Anarchie, die

Auflösung nicht scheut, die sonst in so grellem Widerspruch mit dem Schönheitssinne seiner Natur zu stehen scheinen müßte. Daß er vollkommen uneigennützig sich opfern könnte für das Allgemeine, und daß seine Frau den Muth und die Liebe hat, ihn sich opfern zu lassen für seine Idee, das glaube ich fest. Man kann dies Schwärmerei nennen, man kann, wie ich selbst, fürchten, daß diese Schwärmerei sie blind macht gegen die Möglichkeiten des Augenblicks, aber daß Beide edle Naturen sind, das muß man ihnen zugestehen, wenn man nur das geringste Verständniß für Charaktere hat. Emma Herwegh besitzt außerdem eine solche Tiefe der Liebe, eine so unbedingte Hingebung in derselben, daß sie schon dadurch schön und bedeutend wird.

Manchmal, wenn ich hier so gegen die Männer eifern höre, welche im Umsturz des Bestehenden allein die Möglichkeit einer bessern Zukunft sehen, oder wenn man die Personen tadelt

und verdammt, die mit der Vergangenheit, ihren Sitten, ihren Ansichten aus Ueberzeugung gebrochen haben, so kommen mir sorgende Gedanken. Am unverständigsten aber finde ich es, wenn man als Beweis für die Unrichtigkeit einer Theorie ihr augenblickliches Scheitern in der Wirklichkeit anführen will. Es ist, als ob die Leute nie ein Wort von der Vergangenheit, von der Weltgeschichte gehört hätten.

Keine regenerirende Idee ist gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit entsprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unsittliche, für Empörer gegolten, alle neuen Sekten sind verspottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geschieht dies jetzt nicht, so ist es wahrhaftig nicht die Schuld der Einzelnen, deren bestehende Rechte von den Reformatoren angetastet werden.

Noch nie ist eine sittliche Wahrheit, welche dem für Recht geltenden Unrecht entgegentrta, bei

ihrem ersten Auftauchen, als Wahrheit von der ganzen Menschheit begrüßt worden. Als Luther die päpstliche Bulle abriß von der Kürchenthüre zu Wittenberg, um sie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen; als er, der Augustiner Mönch, dem Ehelosigkeit Gebot war, die Nonne Catharina von Bora aus dem Kloster führte und sie sich von einem seiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben sehr Viele diesen Empörer gegen Religion und Staat gewiß auch für einen höchst sittenlosen Menschen gehalten, und ihm sicher eben solche Gräuel angedichtet, als den Socialisten jetzt aufgebürdet werden.

Hat doch selbst Christus, der sich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volks die Schriftgelehrten und Pharisäer bekehren wollte, der mit eigener Hand die Geißel schwang gegen die Krämer im Gotteshause, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten

und ist als solcher gekreuzigt worden! Wie mag man sich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menschen verläumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widersprüche unserer Zustände aufdecken und danach streben, sie zu verbessern? Wie giebt es immer noch Menschen, die sich durch fremdes Urtheil irren lassen und davor erschrecken, daß man sie revolutinär und sittenlos nennt, weil sie den Muth haben, den Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unsitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreist und frei von sich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder erdulden müssen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und sich selbst gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte; und als Christus den Tempel säuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da ist für den Verständigen, für den innerlich freien Menschen auch die Furcht vor dem Götzen »qu'en dira-t-on?« verbrannt, der noch immer als erster Gott die Erde beherrscht

und für die Schwachen die Stelle sittlicher Ueberzeugung vertritt. Ob die Socialisten ihr Ziel schon jetzt erreichen, ob sie jetzt schon neben dem Bewußtsein des vorhandenen Schlechten, das Bewußtsein von dem Bessern haben, was an dessen Stelle gesetzt werden und als Gutes bestehen könnte, zweifle ich; aber das Problem muß gelöst werden, weil das Bedürfniß dieser Lösung als Nothwendigkeit vorhanden ist, und es kann sein, daß die Zukunft den Socialisten oder ihren Nachfolgern gehören wird.

Es hat mich überrascht, neulich über einem Bücherladen auf dem Quai d'Orsay die Worte »Imprimerie du Phalanstère« und an dem Schaufenster desselben nur socialistische Werke ausgestellt zu finden. Man ist in Deutschland noch nicht gewohnt, den Socialismus als Wirklichkeit in das Leben treten zu sehen; auch die Form, in der er auftritt, ist uns befremdlich.

In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von

der Herausgeberin des Journals »Les voix des femmes, Journal socialiste et politique, organe des intérêts de Toutes,« Madame Eugene Niboyet. Eine russische in Paris lebende Aristokratin vom reinsten Wasser, mit Madame Niboyet befreundet, hat uns mit einander bekannt zu machen gewünscht. Der Brief lautet:

»Mademoiselle! L'amie selon mon coeur, celle que j'appelle mon bon ange, a désiré en partant, que je fisse votre connaissance. Je serais allée, sans retard, vous porter sa lettre, si je pouvais sortir, mais je rédige et dirige un journal quotidien, la voix des femmes, et je suis esclave de mon oeuvre. Vous qui êtes libre, venez à moi et, femme de lettres, pardonnez-moi de vous appeler soeur. Nous avons toutes besoin de nous parler, de nous entendre, notre mission de paix commence; si nous sommes fortes, l'humanité sera grande; venez à nous! — Je vous adresse

un numéro de notre, de votre journal. Veuillez le lire, veuillez le faire connaître; il faut qu'il ait des appuis. Toutes ensemble nous devons concourir à sa rédaction, sans distinction de patrie. Il n'y-a que des soeurs dans l'humanité.«

Die Anzeige des Journals selbst lautet: »La voix des femmes est la première et seule tribune sérieuse, qui leur soit ouverte. Leurs interêts moraux, intellectuels et matériels y seront franchement soutenus et, dans ce but, nous faisons appel aux sympathies de toutes.« — Der erste Artikel des Blattes, das ich vor mir habe, heißt: »L'union fait la force,« und beginnt: »Les élections approchent; l'action des femmes peut être puissante; qu'elles exercent cette action, le règne de la République est leur règne. Les temps sont venus, à l'oeuvre et sans rélâche! Unissez-vous, agissez dans la famille, agissez dans la cité, dé-

signez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. s. w.

Dann folgt ein vortrefflich geschriebener Artikel, »Le Pape,« ferner ein schöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geschrieben zu sein scheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufsatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Uebersetzung des Berichts über die Voigtländer, aus »dies Buch gehört dem Könige,« ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber sehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, ver-

schiedene Stadtneuigkeiten, einige Annonçen, das Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, ist fertig.

Ich schreibe so ausführlich darüber, um eine Vorstellung davon zu geben, wie solche Dinge hier gehandhabt werden. Die Haltung des Blattes ist im Ganzen ungemein übertrieben, aber es ist doch viel Vernünftiges darin, und es ist jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Bestrebungen interessant. Daß Madame Niboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau sei, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche sie mir zugeführt hat.

---

signez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. s. w.

Dann folgt ein vortrefflich geschriebener Artikel, »Le Pape,« ferner ein schöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geschrieben zu sein scheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufsatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Uebersetzung des Berichts über die Voigtländer, aus »dies Buch gehört dem Könige,« ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber sehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, ver-

schiedene Stadtneuigkeiten, einige Annonçen, das Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, ist fertig.

Ich schreibe so ausführlich darüber, um eine Vorstellung davon zu geben, wie solche Dinge hier gehandhabt werden. Die Haltung des Blattes ist im Ganzen ungemein übertrieben, aber es ist doch viel Vernünftiges darin, und es ist jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Bestrebungen interessant. Daß Madame Niboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau sei, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche sie mir zugeführt hat.

13.

Paris, 16. März Abends.

Das war ein merkwürdiger Abend. Den ganzen Tag und schon die Tage vorher war es unruhig gewesen, weil die Masse der Nationalgarde die Auflösung der einzelnen Corps d'élite in derselben verlangte, welche sich nicht auflösen lassen wollten. Es sind die Grenadiere und Jäger. Die erstern haben Bärenmützen wie die einstige Kaisergarde, die andern gelbe Federbüsche. Die Corps bestehen aus den Bewohnern des ersten und zweiten Arrondissement, der Vorstädte

St. Honoré, Chaussée d'Antin u. s. w., repräsentiren also die Aristokratie und die sogenannte haute finance.

Um sechs Uhr fuhren wir zu Madame de K. zu Mittag, welche mit uns zugleich in ihr Haus trat, athemlos den Hut abwarf und ausrief: »Man waffnet sich in den Faubourgs St. Antoine und St. Denis, wir haben einen Kampf diese Nacht. Ich komme vom Hôtel de ville, der Platz ist voll von Menschen, man hat das erste und zweite Bataillon der Nationalgarde mit Steinwürfen und Schimpfreden überhäuft. Weiber sind herangedrungen mit Schürzen voll Steinen, Jungen haben dem General Courtais den Degen aus der Hand gerissen und zerbrochen. Der Kampf bricht gewiß los.« —

Ein Pole und ein junger spanischer Herzog, beide ansäßig in Paris, beide Nationalgardisten, versicherten, daß für den Augenblick, trotz der großen Aufregung, nichts zu fürchten sei, und

wir setzten uns zur Mahlzeit, um gleich nach derselben in eine Versammlung des Club centrale des républicains zu fahren, wo, wie die Männer wußten, dieser Gegenstand verhandelt werden sollte.

Der Klub versammelte sich im Conservatoire de Musique, nahe bei unserer Wohnung. Man ließ unsere Wagen in einiger Entfernung halten. Zwei Polen, von denen der eine seit Jahren Professor der Staatswissenschaften hier ist, begleiteten uns. — In der großen, etwas wüsten Halle des Conservatoire, wo die Statuen der Musen stehen, hielten sehr wild aussehende Männer in Blousen und Hemdärmeln Wache. Sie hatten dreifarbige Bänder um den rechten Arm. — »Ihre Billette?« Die Polen zeigten ihre Eintrittskarten vor. — »Aber die Frauen?« Wir hatten keine, und einer unserer Begleiter ging, einen Marseiller herbeizuholen, ein Mitglied des Klubs, das er kannte. Es war ein schöner, sehr

dunkler Mann. Er ließ uns die Loge Louis Philipp's im Centrum öffnen; mit uns traten andere Personen ein. Ich saß in der ersten Reihe und konnte also vortrefflich sehen.

Der Saal ist nicht eigentlich schön, hat außer dem Parket drei offene Logenreihen und oben noch kleine vergitterte Logen. Dieses ganze Lokal war voll von Männern, unter denen sich zwanzig bis dreißig Frauen der arbeitenden Klassen befanden. Auf der Orchestertribüne saßen vor einem Tische mit brennenden Lichtern der Vorstand und mehrere Commissaires d'ordre; sie hatten Alle ebenfalls die dreifarbige Binde um den rechten Arm. Der große Kronleuchter in der Mitte des Saales war angezündet, doch brannte nur immer die vierte Lampe und es blieb ziemlich dunkel im Saale.

Die großen Fragen, um welche es sich handelte, waren die Entfernung der besoldeten Truppen aus Paris, die Aufhebung der Corps in der

Nationalgarde und eine Ehrenerklärung, ein Vertrauensvotum für den Minister des Innern, Ledru Rollin, der bei der alten Nationalgarde eben so in Ungunst steht, als die neu eingetretene und die Garde mobile ihn verehrt. Alle Redner und fast das ganze Publikum trugen Civilkleider, einige Wenige die Uniform der Nationalgarde, noch kleiner war die Zahl der Blousenmänner. Der Präsident, ein alter, ganz kahlköpfiger Mann, sprach leise, aber sehr ruhig und deutlich.

Er sagte gleich Anfangs: »Es ist vorgekommen, daß man diejenigen Bürger, welche sich zum allgemeinen Besten hier vernehmen ließen, mit einem »lauter« unterbrochen und belästigt hat. Meine Herren, Sie haben hier keine bezahlten Schauspieler vor sich, welche Sie zwingen können, sich nach Ihrem Willen zu fügen. Es liegt in dem Interesse jedes Sprechenden, sich verständlich zu machen, und sicher wird Jeder so laut sprechen, als seine Mittel es ihm gestatten.

Wenn diese aber schwach sind, so zwingt es uns zu verdoppeltem Schweigen und doppelter Aufmerksamkeit, aber man kann Niemand zwingen, sich wehe zu thun, um sich im Lärm verständlich zu machen.«

Die Versammlung war außerordentlich bewegt; zuletzt, als ein Mann gegen Ledru Rollin und für Lamartine auftrat, wurde sie so leidenschaftlich und so stürmisch, daß nach deutschen Begriffen ein Weltuntergang zu fürchten stand. Alles schrie: »Nieder mit dem Aristokraten!« man wollte ihn nicht sprechen lassen. Vergebens hob er mehrmals die Hand empor, zum Zeichen, daß er fortfahren wolle zu reden, man zischte, schrie, trampelte, stampfte mit den Stöcken, eine Pfeife ließ sich hören. — Da trat wieder der Präsident dazwischen: »Meine Herren, wir sind Alle Franzosen, wir sind Republikaner und vernünftige Männer. Wir haben eine Gewalt niedergeworfen, weil sie unserer persönlichen Freiheit

Fesseln anlegte; sollen wir dasselbe Verbrechen begehen und den Gedanken, das freie Wort in Fesseln schlagen mitten in einer Versammlung von Republikanern? Sprechen Sie, mein Herr! erzeigen Sie uns die Ehre, uns Ihre Meinung mitzutheilen.«

Jedes dieser Worte wurde mit schallendem Bravo begrüßt; aber die Reden zu Gunsten des braven Ministers des Innern, des vortrefflichen Ledru Rollin, wurden immer lebhafter, die Anklagen gegen Lamartine und die aristokratische Nationalgarde immer heftiger.

Endlich trat der Marseiller auf. »Es handelt sich hier nicht um die Bärenmützen oder um die gelben Federbüsche der Jäger,« rief er, »es ist eine Frage der Gleichheit. Diese Herren der ersten und zweiten Legion möchten nicht gern mit der Masse des Volkes verwechselt werden; sie möchten sich um die Herrschaft schaaren, gleichviel um welche, als Barrière zwischen dieser und

dem Volke, und sie möchten so viel an ihnen ist dazu thun, die Barrière bald wieder recht hoch zu machen. Wir wollen sie hindern, die ersten Steine herbeizutragen. Es handelt sich nicht um die Bärenfelle, aus denen die Eselshaut hervorsieht« — jubelndes Gelächter — »sondern um unsere Freiheit und Gleichheit. Diesen Brief habe ich gestern erhalten« — er las ihn vor — »in diesem Briefe fordert eine reaktionäre Partei aus der Provinz auf, gegen die Auflösung der Corps zu protestiren. Hier sind die Namensunterschriften.«

»Lesen Sie! die Namen! die Namen!« rief es von allen Seiten. — Der Marseiller wollte sie mittheilen, der Präsident litt es nicht. »Der Name thut hiebei nichts, es kommt nur auf die Thatsache an. Die Namen nennen, wäre eine niedrige Denunciation und gefährlich, denn es würde Zwietracht säen in einem Augenblick, wo wir der höchsten Einigkeit bedürfen. Was wollte

man thun, wenn man die Namen wüßte? Man hat diejenigen, welche die Hand an unsere Freiheit gelegt haben, weder getödtet, noch gestraft; man hat sich begnügt, sie unschädlich zu machen und ihre strafbaren Handlungen der Verachtung und dem Spotte preis zu geben. Das Volk, welches das Vaudeville erfunden, kann sich mit dieser Züchtigung begnügen, wenn es, wie jetzt, stark ist durch die Gewalt seines Rechts.« Die Lesung der Namen unterblieb.

Darauf bestieg ein großer, sehr energisch aussehender Mann, im Paletot, die Rednerbühne. Er hatte einen starken Bart um Mund und Kinn, und sein schwarzes Haar flatterte los und wild über seine düstere Stirne. Er sprach unstreitig am besten, resumirte alles, am Schlusse die Frage aufstellend und beantwortend, was man zu thun habe? Das Volk müsse sich unbewaffnet, aber ganz unbewaffnet — er betonte dieses Wort stark und wiederholte es mehrmals — versammeln,

sich der provisorischen Regierung vorstellen, und eben nur zeigen, wie groß die Zahl derjenigen sei, welche die Auflösung der Corps verlangen. Zugleich aber solle man sich gegen die »faiblesse déplorable du gouvernement provisoire et surtout de Mr. de Lamartine« erklären.

Großes Geschrei von mehreren Seiten: »Respekt vor Lamartine! Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!« — »Ich weiß und erwäge was ich sage. Die Regierung ist ohne Thatkraft und unentschieden. Sie hat dem Volke schon jetzt jede Controle entzogen, indem sie alle Ministerien unter sich vertheilte, wie Louis Philipp alle Aemter und Würden für seine Familie in Beschlag nahm. Die provisorische Regierung hatte nur das Amt, die Minister, den Staat zu überwachen bis zur Eröffnung der Nationalversammlung. Es wäre besser gewesen, die alten Minister beizubehalten, als die Ministerien selbst zu verwalten, und gleich in der provisorischen Regierung eine neue Büreau-

kratie zu errichten. Wir müssen uns also morgen versammeln.« — »Um was zu thun?« fragte spöttisch eine Stimme aus einer Loge. — »Meine Freunde!« donnerte der Redner, »wir sind alle Republikaner — aber wir haben falsche Brüder unter uns!« — »Ja! ja!« erscholl es von allen Ecken. Eine Pfeife, die schon vorher erklungen war, ließ sich wieder vernehmen. »Nieder mit den Pfeifenden! Nieder mit ihnen! Werft sie zur Thüre hinaus!« rief man. — Der Präsident: »Das sind Kinderstreiche! Gassenjungenart! Ich ersuche diejenigen, welche in der Nähe des Pfeifenden sind, ihm gerecht zu werden, indem sie ihn hinauswerfen.« — Ein Commissaire d'ordre sprang von der Tribüne in das Parket. »Der Pfeifer ist hier! nein dort!« — Man suchte, fand ihn, und er ward entfernt.

Endlich kam Monsieur Blanqui, einer der Führer der Revolution im Februar, der lange wegen politischer Verhältnisse im Gefängniß ge-

wesen ist; ein kleiner, scharfblickender Mann mit grauuntermischtem, glatt anliegendem schwarzem Haar, à la mécontent geschnitten. Er gleicht den Bildern Lucian Bonaparte's. Sein Anzug war sorgfältig; ein bräunlicher Paletot über dunkler Kleidung und dunkle Handschuhe, die er nicht ablegte während des Sprechens.

Er stützte sich auf den Tisch und sagte sehr ruhig: »Meine Herren, ich habe so eben der Reihe nach die republikanischen Klubs von Paris besucht. Die Arbeiter werden sich morgen um zehn Uhr früh auf dem Platz de la Concorde versammeln, ohne Waffen, die Hände in den Taschen — ohne Waffen, meine Herren! denn wir bedürfen ihrer nicht. Dann werden wir zusammen nach dem Hôtel de ville gehen, um folgende Forderungen zu stellen: erstens die Auflösung der Corps in der Nationalgarde, zweitens allgemeine Volksbewaffnung, endlich die Entfernung der Linientruppen, und man wird uns das bewilligen,

wenn man sieht, daß das Volk einstimmig derselben Meinung ist. Schließlich wollen wir Herrn Ledru Rollin danken für Alles, was er für die Nation gethan hat. Also um zehn Uhr, ohne Waffen, meine Herren, auf der Place de la Concorde!«

Damit hatte die Sitzung ein Ende, obschon sich Lärm erhob und fortdauerte. Einzelne Gruppen traten zusammen, aber die Mehrzahl verließ den Ort. Morgen also giebt es eine große Demonstration!

13.

Paris, 17. März, Abends.

Schon ganz früh zogen einzelne Haufen mit Fahnen durch unsere Straße, in so ernster, schweigender Haltung, daß die Menge auch still wurde und ihnen Raum machte, wo sie vorübergingen. Wir waren in großer Spannung. Es litt uns nicht in den Zimmern, wir kleideten uns an, gingen schon um zehn auf die Straße und trafen auf dem Boulevard de la Madelaine einige Bekannte, die gleich uns von der Aufregung aus dem Hause getrieben worden waren.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, de la Madelaine herrschte Ruhe. Wagen und Omnibus fuhren ihrer Wege, Tabuletkrämer, Zeitungsausrufer und der ganze Kleinhandel der Straße, trieben ungehindert und ungestört ihr tägliches Wesen. Wir durchwanderten die Straße de la Paix, deren Ende die Statue Napoleon's auf der Säule schmückt, kehrten um, gingen nochmals die Boulevards entlang bis zur Madelaine, durch die prächtige Rue royale nach dem Platz de la Concorde. Aber auch hier war es ruhig. Kinder spielten um den Obelisken von Luxor und sprangen über den Strick im Garten der Tuillerien, dessen Bäume sich mit dem ersten Grün belaubten.

Einzelne Corps von Arbeitern, verspätete Nachzügler, kamen über Pont royal, den Quai entlang, um sich nach dem Stadthause zu begeben. Wir blieben flanirend auf den Straßen,

bis uns gegen drei Uhr eine lebhafte Volksbewegung zurück nach den Boulevards lockte.

Als wir etwa in die Gegend der Passage Jouffroi gelangt sein mochten, kamen sie daher: hunderttausend Mann! Sie kehrten vom Hotel de ville zurück und hatten die Boulevards von der Porte St. Denis ab passirt. Man kann sich den Eindruck dieser Volksmasse nicht überwältigend genug denken. Hunderttausend Männer, größtentheils Arbeiter; vor jedem Gewerk die dreifarbige Fahne mit der Inschrift: Message de la nation! — Zu zehn gingen sie, mit den Armen ineinander greifend. Die meisten trugen Blousen, manche Gewerke bürgerliche Kleidung. Väter hatten ihre Knaben an den Händen oder auf den Armen; einzelne Frauen gingen mit den Männern Arm in Arm. An vielen Blousen schimmerten militairische Ehrenzeichen. Schüler der poytechnischen Schule, Marinesoldaten und Offiziere, zahlreiche Priester, besonders irische, befanden sich in dem

Zuge unter dem Volke. Sie sangen die Marseillaise, die Carmagnole, die Parisienne, die neuen Volkshymnen durcheinander. Die Refrains: »marchons, ça ira! — les aristocrates à la lanterne! — mourir pour la patrie! — und vive la république! tönten abwechselnd an unser Ohr. Ueberall wurden die Schüler der polytechnischen Schule mit einem: vive l'école polytechnique! empfangen. Wo sich die Priester zeigten, erscholl es: »Vivent les prêtres! ah les braves prêtres! Vive le clergé! il fraternise avec le peuple!« — Dazwischen erscholl dann ein wildes: »à bas les aristocrates! à bas les corps d'élite! à bas les fracs noir! Vivent les blouses!« Einmal traten ein paar Köche vor einem der Kaffeehäuser vor die Thüre; sogleich lachte Alles und ein lautes »à bas les bonnets blancs! vive la république!« zitterte durch die Luft.

Alle Fenster waren voll Menschen; aus vielen schwenkte man begrüßend die dreifarbige Fahne,

oder band rothe, blaue und weiße Taschentücher zusammen, die man hinausflattern ließ. Auf den Balkons der Restaurants standen die Männer zusammengedrängt, die Hüte schwenkend, mit den Händen grüßend, zuwinkend, und den Anruf vive la république! mit einem Gegenruf erwidernd. Ein nicht zu schildernder, kaum erfaßbarer Eindruck.

Sie hatten die Versprechung erlangt, daß man ihre Forderungen bewilligen werde. Wie wollte man auch dieser Masse widerstehen? Der Jubel war grenzenlos. »A ce soir des lampions! des lampions à force!« riefen die Blousenmänner und Gamins in der Freude des Sieges.

Unter den uns zunächst stehenden Gruppen wurden jedoch sorgenvolle Stimmen laut. Man fürchtet eine Diktatur Ledru Rollin's, den Rücktritt Lamartine's. Zwei heutige Plakate des Gouvernements, wegen der Zwistigkeiten in der Nationalgarde und wegen der bevorstehenden Wah-

len, waren energischer als die früheren Erklärungen desselben; dennoch erschienen auch diese bleich und farblos gegen die Gewalt der Verhältnisse, und vor Allem machen Lamartine's Erlasse, trotz der edlen Gesinnung und Sprache, keinen Eindruck. Sie sind matt, man mag gegen diese Behauptung sagen was man will. Im Kampfe macht sich nur die Kraft geltend, nur Trompetenschmettern und Kanonendonner; die schönste Beethovensche Symphonie erscheint wirkunslos gegen das Angriffssignal der Kriegstrompeten. Lamartine's edle lyrische Sprache ist nicht an ihrem Platze. Es fehlen Napoleon's kurze epische Schlagworte, um die Menge zu beherrschen. Sie haben keinen Glauben an sich in dem Gouvernement provisoire und glaubenslos ist man machtlos, wie man allmächtig wird mit dem Glauben an die eigene Kraft. —

Man verlangt heute Aufschub der Wahlen, bis in den Provinzen die alten Beamten abgesetzt

und neue ernannt sein werden, weil man fürchtet, jene könnten Lamartine's Partei verstärken, von der die Gegner behaupten, daß sie die Regentschaft der Herzogin von Orleans wünsche.

In den Champs elysées hatte man während des Morgens eine weiße Fahne aufgepflanzt, vive Henri cinq! gerufen, den Rufer geprügelt, und es war ein kleiner Auflauf entstanden. Man nahm es für ein Regierungskunststück. Es ward wenig beachtet.

Mittags wollte ich zur Fürstin S. gehen, um ihr, da sie in diesen Tagen Paris verläßt, Lebewohl zu sagen. Ich mußte dazu zweimal den Zug der Ouvriers durchkreuzen, aber das hatte gar keine Schwierigkeit, und obgleich ich im hellen Gesellschaftsanzuge war, that mir Niemand ein Leid. Im Gegentheil, sie machten sehr gutwillig Platz. Was man von Anfällen der Proletarier erzählt, muß man glauben, weil es von glaubwürdigen Personen berichtet wird; aber warum

begegnet mir gar nichts der Art? Die Fürstin klagte, daß eine Aufwärterin des Hôtels, mit der sie gesprochen, sich niedergesetzt und auf ihren Verweis geantwortet haben: »Madame, je suis votre égale,« der Fürst, daß man seine Equipage angehalten und daß Leute gerufen hätten: »Voilà ces canailles de riches! mais bientôt nous irons en voiture et ils marcheront à pied.« — Einer anderen Dame unserer Bekanntschaft hat auf der Straße eine Frau gesagt, ihr bettelnd den Weg vertretend: »Madame, vous avez deux bracelets d'or, et je n'ai pas de pain!« — und eine dritte hatte hinter sich die Worte gehört: »Tiens! cette béguele là porte encore des jupes garnies et des mouchoirs à dentelles!« Das mag Alles wahr sein; sollten aber solche Aeußerungen nicht hervorgerufen werden durch die hochmüthige Angst vor dem Volke, durch das gezierte zur Schautragen der Toilette, welche den Reichen zur andern Natur geworden? Wir haben

Paris bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Wagen, fast immer ohne männliche Begleitung und oft in vollständiger Toilette durchkreuzt; uns ist nicht das Geringste begegnet; überall ist man höflich gewesen und überall hat man die Almosen mit höchster Bescheidenheit erbeten, obschon die Noth sehr groß sein mag.

Die Fremden indessen sind wie vom Schreck geblendet; sie wandern karavanenweise aus. Die Russen müssen fort, die Engländer wollen fort, und wer bleibt, thut es nur, weil die Bankiers kein Reisegeld geben. In diesen Tagen hatte die englische Gesandtschaft fünftausend Pässe ausgestellt; Mistreß Austin, die ich hier finden sollte, ist auch schon fort. Paris ist auffallend leer; das sehen wir daran, daß wir in den ersten, besuchtesten Restaurants um sechs Uhr, um die rechte Essenszeit, oft die einzigen Gäste sind. Die Wirthe klagen außerordentlich und die Magazine sind ohne Käufer. —

Heute Abend waren wir in der großen Oper, wo wir eine vortreffliche Aufführung von Robert dem Teufel sahen. Eine Engländerin, Madame Plunkett, tanzte die Soli im Ballet und fand Beifall. Aber was für ein entsetzlicher Stoff ist eigentlich dieser Robert der Teufel, und wie garstig ist die Gefallsucht dieser spukenden Nonnen! Man ist so in den Irrgängen der sogenannten Romantik befangen, so gewohnt conventionell geheiligte Unsittlichkeiten zu ertragen, daß sie das Publikum gar nicht mehr stören. Göthe's Braut von Korinth wird von Vielen verdammt, und sie ist bei aller Schönheit auch kein recht erfreulicher Stoff, aber diese klösterlichen Vampyre, die mit ihrer spukhaften Liebeslust den halbtrunkenen Ritter verfolgen und, die Leichengewänder abwerfend, ihn umtanzen — das ist der Menge schön, das liebt sie, das findet sie nicht beleidigend. So weit ist man entsittlicht, so gedankenlos, sich daran zu freuen! Mich ekelte es an.

Von all der Dekorationspracht der mittelalterlichen, mondscheinbeleuchteten Dome, der grünen Trauerweiden und weißschimmernden Grabsteine, sehnte ich mich fort nach dem Vatikan, zu den schönen nackten Götterbildern, zu der reinen, unverhüllten Menschengestalt der heiligen Antiken.

Als der Spuk und die Lüsternheit bei kirchlichem Glockengeläute ein Ende hatten, als das Parterre die Marseillaise verlangte, athmete ich auf. Der gesunde Klang dieses rachedürstenden Freiheitsliedes war herzstärkend dagegen. Ein Baritonist deklamirte sie singend, die dreifarbige Fahne in der Hand, und das ganze Personal, die Primadonna mit einbegriffen, sang den Refrain. Der Eindruck blieb aber doch zurück gegen den, welchen am Morgen die Marseillaise, vom Volke gesungen, gemacht hatte.

Nach dem ersten Akte der Oper hatte der Bassist einen neu gedichteten und componirten Chant national vorgetragen, bei dem ebenfalls

das ganze Personal den Chor sang. Der Rhythmus war marschartig, frischer, kräftiger Trommelwirbel das Accompagnement des Chors. Eine Strophe enthielt etwa die Worte »jusque dans ses plus profondes racines le vieux trône était pourri!« — Das klang widrig an einem Orte, wo vielleicht noch vor wenig Tagen dieselben Sänger dem Könige sich gebeugt und ihm gehuldigt hatten. — Der Refrain des Liedes lautete: Vive la France républicaine! la liberté prend son essort! und hatte einen schönen, jubelnden Klang. — Als wir gegen Mitternacht aus dem Theater kamen, war Paris illuminirt. Jetzt ist's nach zwei Uhr Morgens.

14.

Paris, 18. März.

Ein kälteres, frostigeres, kahleres Gebäude als das Pantheon, diesen Tempel französischen Ruhmes, habe ich nie gesehen. Große Hallen, welche Kreuzgänge bilden, hohe Kuppeln, in deren Wölbung einige Allegorien aus der Geschichte Napoleon's al fresco gemalt sind, und weiter nichts in den riesigen Räumen, deren Bauart etwas Unwohlthuendes hat. Aus dem Schiffe der Kirche wird man in ein gewölbtes Souterrain geführt, in dem die Särge berühmter Männer stehen; dieses

Gewölbe ist jedoch keine schöne alte Krypta mit architektonischem Schmuck, mit Säulen und Hallen, es ist ein ganz einfacher Keller, in dem man eben so gut Wein und Fleisch, als die Gebeine von Heroen aufbewahren könnte. —

Ein paar Särge stehen frei und sind von schöner antiker Form; so der Sarg Rousseau's, aus dem aber eine Hand eine brennende Fackel hervorstreckt, welche moderne Allegorie eher auf eine Bonbondevise als für ein Grabmal paßt. Auch Voltaire und noch viele Andere sind hier beigesetzt — verwahrt, wäre der rechte Ausdruck für die Empfindung, welche man dabei hat, besonders den weniger berühmten Todten gegenüber, die zu beiden Seiten der Gewölbe in Nischenreihen übereinander geordnet sind. Da ist Santa Croce in Florenz ein ganz ander Ding, mit den Prachtdenkmalen Dante's, Alfieri's, Michel Angelo's, Galiläi's u. A., die das Volk täglich vor Augen hat in der stolzen, prächtigen Kirche.

Vom Pantheon fuhren wir nach Notre Dame. Die Beschreibung erlaßt mir, da ihr sie in Victor Hugo's Roman viel besser findet, als ich sie geben könnte. Der Eindruck des Gebäudes ist ernst und großartig, der ganze Stadttheil, die Isle de la Cité, auf der es liegt, höchst interessant durch den mittelalterlichen Charakter, der sich überall ausspricht und der um so düsterer erscheint, wenn man vorher die schönen Quais der Seine passirt hat.

Sieht man in der Mitte des Platzes de la Concorde, bei dem Obelisken stehend, die Fontainen, die Tuillerien am Ende des Gartens, den Triumphbogen de l'Etoile, als Schluß der Champs elysées, die Deputirtenkammer jenseits des Pont royal, und die Madelaine am Ende der Rue royale, so hat man ein Bild von so großer Pracht, so reicher Schönheit, daß man ganz ungläubig dasteht, wenn man sich nach wenigen Minuten in das Innere des alten Paris, nach der Insel

der Cité oder in die Gegend der Sorbonne versetzt sieht. Schmale, sieben bis acht Stock hohe Häuser in den engsten, winklichtsten Straßen, von Schornsteinen überragt, die den Dampfschornsteinen an Höhe nichts nachgeben. Wo einmal ein Haus abgebrochen und eine Lücke in den Reihen entstanden ist, putzt und tüncht man die Seitenwände nicht ab, sondern sie werden von oben bis unten mit großen Affichen bemalt. Da sieht man Damen mit großen Shawls und Sonnenschirmen über den Anpreisungen eines Zahnarztes gemalt, große Weinflaschen und Würste neben den Empfehlungen eines Shawlmagazins; und dazwischen ziehen sich, unter all dem Blau, Roth und Gelb der Buchstaben, die breiten Rauchspuren ehemaliger Schornsteine. Anfangs kann man es sich gar nicht klar machen, wodurch die Straßen von Paris einen so eigenthümlich befremdenden Eindruck machen, bis man gewahr wird, daß derselbe zu einem guten Theil von den

hohen Schornsteinen und mit Affichen bemalten Brandmauern und Eckhäusern herrührt. An einem solchen war in der Höhe des dritten Stocks über der Anzeige eines Holzmagazins ein Kohlenträger so täuschend dargestellt, daß mich jedesmal ein Schreck und Schwindel erfaßte, so oft wir vorbei kamen.

Sehr reizend ist dagegen die Art, wie die Schaufenster an den Magazinen verziert werden. Selbst der Holzhändler spaltet und schichtet seine Holzscheite in gefälligen Formen vor den Kellerthüren und Fenstern auf, und die boutiques de comestibles sind glänzend und lustig wie ein Weihnachtstisch. Hummern und Würste mit Goldpapier beklebt; Goldfische in frischem Wasser unter Guirlanden feiner Kräuter, gerupfte Fasanen mit bunten Schweiffedern, Pasteten in schönen Schaalen, Fische auf grünen Blättern, gebratenes Geflügel und Fleischwaaren in glänzenden Gallerten, das sieht beim hellen, flackernden Gas-

licht so lockend aus, daß man sich doppelt über die Enthaltsamkeit des Volks in den Revolutionstagen zu wundern hat. Einzelne Straßen sind fast ganz von bestimmten Gewerben eingenommen, wie die Rue Vivienne, an deren oberem Ende Haus an Haus sich Putzhandlungen und Blumenmagazine finden. Auch die Passagen, welche sich durch ganze Stadtviertel ziehen, sind sehr hübsch und man lernt sich mit ihnen vertragen, wenn man bei Regenwetter die Weite der Pariser Wege zu durchmessen hat. — Halbe Tage lang wandern wir durch die Straßen, ohne Plan und Ziel, und immer gewährt es neue Lust, immer ist etwas zu sehen, was unterhält, auch jetzt, wo Paris so wenig sich selbst ähnlich sein soll.

Heute lag wirklich wieder die Revolution in der Luft, wenn man so sagen darf. Man fühlte, man ahnte sie, wie ein herannahendes Gewitter. Ueberall standen die Arbeiter wieder zu dreien,

vieren beisammen, oder zogen in größern Trupps schweigend durch die Straßen. Plakate der Regierung fordern zur Rückkehr in die Werkstätten auf und erklären, daß die ausländischen Arbeiter an den Nationalatteliers nicht Theil haben könnten. In einem der ersten Shawlmagazine, wo wir einen Einkauf machten und etwas gewaschen haben wollten, fragten wir, wann wir dieses wieder haben könnten? »Das wird von den Arbeitern abhängen, die noch immer nicht zurückkehren,« hieß es.

Täglich hört man von großen Bankierhäusern und Fabrikanten, welche ihre Zahlungen einstellen müssen, und täglich auch neue Reden an das peuple magnamine, über seinen bon sens und seine modération; aber das Volk will nicht arbeiten, es will ernährt sein, und es scheint, daß diese Sache der Regierung gewaltig über den Kopf wächst. In der Geschichte der Girondisten von Lamartine findet sich ein Wort, das

man jetzt füglich auf ihn selbst anwenden kann: »Le génie fait pitié quand on le voit aux prises avec l'impossible!« — Es ahnt Niemand, es übersieht Niemand, wo oder wie diese Krisis hier enden wird, und es müßte wahrhaftig ein Wunder geschehen, wenn sie friedlich und glücklich enden sollte.

In dem Hôtel de Ville befinden sich noch immer zweihundert Mann mit zwei Kanonen und reichlicher Munition, welche sich dort festgesetzt haben und nicht weichen wollen. Da man sie nicht vertreiben konnte, ohne einen Aufstand zu wagen, thut man, als bewachten sie das Stadthaus, und hat ihnen noch ein Corps der Garde mobile beigesellt. Die Regierung behandelt das Volk wie nachgiebige Eltern ihr weinendes Kind, dem sie sagen: »Ach, das gute Kind ist so artig, es weint gar nicht mehr!« während dieses laut schreit und mit Händen und Füßen um sich schlägt, und auch Grund zum

Schreien hat, denn es leidet. — Diese Krisis ist wie ein Gewitter. Sie mußte kommen, um die Luft zu reinigen, aber trotz dieser Ueberzeugung kann man ängstlich werden bei dem Blitzen, Donnern, Hageln, und fürchten, doch gelegentlich todtgeschlagen zu werden, wenn man sich auch bescheiden sagen muß, daß dieses für den, welchen es trifft, sehr unangenehme Todtgeschlagenwerden im Hinblick auf das Ganze durchaus gleichgültig wäre.

Nach unsern Kirchenbesuchen fuhren wir zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftstellernamen Daniel Stern bekannten Verfasserin der Nelida und des Essai sur la liberté. Wir hofften, da sie einigen Mitgliedern des Gouvernement provisoire befreundet ist, von ihr Auskunft über die Zustände zu erhalten, und vernahmen auch die zuversichtlichsten Beruhigungen, an die man jedoch nicht zu glauben vermag.

Als ich die Gräfin das erstemal sah, über-

raschte sie mich, abgesehen von dem bedeutenden geistigen Eindruck ihrer Persönlichkeit, durch die seltene Formenschöne ihres Aeußern. Groß, schlank und voll, hat ihre Gestalt etwas Imponirendes bei dem vollkommensten Ebenmaaß der edel gebildeten Glieder. Ihr Profil ist eben so rein, und die stark und bestimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß sie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen besondern Ausdruck. Denke Dir dazu eine sehr strenge dunkle Kleidung, ein mittelalterlich dekorirtes Arbeitskabinet, einen langgestreckten weißen Windhund auf dunklem Teppich vor dem brennenden Kamin, und das prächtigste Bild ist fertig, wie wir es gesehen haben.

Es war bei diesem Morgenbesuche die Rede von einem Wohlthätigkeitsballe in der komischen Oper, der heute Abend stattfinden sollte und den wir zu sehen beschlossen hatten. Die Gräfin bestärkte uns in dem Vorsatz, und als wir um

zwölf Uhr aus den Variétés kamen, wo Bouffé die Rolle eines Gelehrten in: le pouvoir d'une femme vortrefflich gespielt hatte, fuhren wir noch nach der komischen Oper. Da gab es denn ein hellerleuchtetes Haus — a giorno wie die Italiener sagen — sehr hübsche Toiletten, eine Lotterie, bei der jede Dame ein Bouquet und in diesem verborgen ein Lotterieloos erhielt, Erfrischungen, große Hitze und Alles, was sonst zu einem Opernballe gehört. Nachdem wir diese Hitze eine Stunde lang im vollsten Maaße genossen hatten, fuhren wir nach Hause, und ich legte mich mit dem seligen Bewußtsein schlafen, daß ich zur Beruhigung meines Gewissens auch einen Opernball in Paris mitgemacht, das heißt ausgehalten hatte. Das mag für junge, in Paris bekannte Männer sehr unterhaltend sein, für fremde Frauen ist es eben so langweilig als ermüdend.

15.

Paris, den 19. März.

Die Witze des Charivari haben darum etwas so überaus Belustigendes, weil sie nicht boshaft sind; wenigstens sind mir keine solche vor Augen gekommen. Ein Paar derselben will ich hieher setzen. Auf den Boulevards sind alle Bäume in den Revolutionstagen umgehauen und zu den Barrikaden verwendet worden. Ein Pariser Bürger steht nun vor einem abgehauenen Baume, betrachtet die leere Stelle mit dem Lorgnon und ruft: »Pas de verdure! c'est étrange! Comme

les révolutions changent le climat! La végétation est bien en retard cette année!« — Ein verabschiedeter Beamter sieht zu, wie man die aufgerissenen Steine des Pflasters wieder einrammt, und seufzt: »Est il heureux ce pavé! il retourne toujours dans sa vieille place!« — Ein Dritter kommt in strömendem Regen Nachts vor seiner Wohnung an. Er hat den Schirm zugemacht, um die Hand für das Aufschließen frei zu machen; Mantel und Hut triefen von Wasser. Er eilt, den Schlüssel in die Thüre zu stecken, aber riesige Plakate, Aufrufe an das Volk sind über das Schlüsselloch geklebt. Nun steht er da, arbeitet mit den erstarrten Fingern, das Papier fortzuschaffen, und ruft: »Ah, quelle bonne chose, que la liberté.«

Indeß komischer als all diese Satiren ist mir neulich der Plafond in der französischen Oper vorgekommen. Er stellt den Olymp dar, auf dem die Götter beisammen sitzen, mit Ausnahme

Apoll's. Dieser nämlich klettert mühsam, die Leier in der Hand, durch das dicke Gewölk empor, welches den Olymp von der Erde trennt. Alle französischen Dichter und Musiker, porträtähnlich, im Kostüm ihrer Zeit, folgen ihm und klettern eben so emsig als ihr göttlicher Meister den Pfad des Ruhmes hinan. Nun denke Dir dieses Gemisch von Perrücken, Hofkleidung, Zöpfen, Jabots, Revolutionstrachten und griechischer Nacktheit; die Physiognomien Voltaire's und Boileau's der Ceres, der Venus, all den seligen Göttern gegenüber! Es läßt sich gar nichts Komischeres erfinden und man begreift nicht, wie ein so gebildetes Volk diesen Ungeschmack erträgt.

Morgens waren wir heute im Jardin d'hiver, weil jeder, der uns sah, immer fragte: »waren Sie im Wintergarten?« Alle Welt rühmte ihn, nannte ihn admirablement beau; mir ist er unbeschreiblich langweilig und flitterhaft erschienen.

Den Jardin d'hiver eröffnet ein sehr großer Saal, in dem sich eine permanente Kunstausstellung befindet: Oelgemälde der unbedeutenderen Maler, vortreffliche Daguerreotypen und Aquarellen, sehr schlechte Skulpturarbeiten und große, höchst geschmackvoll geordnete Blumentische mit blühenden Pflanzen. Dann tritt man in ein sehr großes Treibhaus, dessen erste Hälfte mit orange und weißen Stoffen zeltartig überdacht ist. Oben herum gehen reich verzierte Gallerien, welche in kleine, behagliche Kabinets führen; unten im Zelte ziehen sich Estraden mit Bänken an den Wänden hin. Dazwischen befinden sich Trophäen, Harnische, Fahnen, Statuen, gewappnete Pferde, die unter all den geputzten Männern und Frauen auf den Estraden einen mehr verwirrenden und confusen, als schönen Eindruck machen.

Es ward gerade an dem Tage ein Morgenconcert von den Mitgliedern der komischen Oper

zum Besten der Verwundeten gegeben. Man sang die Freiheitslieder aus der Stummen von Portici, heroische Partien aus andern Opern und zuletzt auch das Körner'sche Schwerdtlied im Chor, ob aber deutsch oder französisch, konnte ich nicht verstehen. Dann deklamirte eine schöne, brünette Schauspielerin in weißem Gewande, mit Lorbeeren bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, viel von liberté, gloire, patrie; aber außer diesen Stichworten konnten wir der Ferne wegen auch davon nichts hören, als das donnernde Beifallklatschen des Publikums. Das Zelt ist groß wie ein Reitsaal und mag schwer mit der Stimme auszufüllen sein.

Den letzten Theil des Wintergartens bildet der eigentliche »Garten,« ein Treibhaus, in dessen Mitte ein Stückchen Rasen gesäet ist, aus dem ein paar Büsche und Sträucher hervorwachsen. Dann giebt es auch Palmbäume, Teiche en miniature mit Goldfischen, Steingrotten, Spring-

brünnchen, einige Volièren, und viele herumflatternde Kanarienvögel, über die man erschrickt. Ferner findet man ein Lesekabinet, Büffets, einen Ueberfluß an Lüsters und Lampen, und all das zusammen ist doch im Grunde kindisch, kleinlich und langweilig, und dieses doppelt in einer Zeit wie die jetzige. Der ganze Jardin d'hiver sieht aus wie eine Weihnachtsbescherung für große Kinder; von einem Lustorte für das Volk, wie Einige ihn nannten, hat er vollends nichts.

Für das Volk zu bauen hat man überhaupt verlernt; die Römer verstanden es. Die allem Volke geöffneten Thermen des Caracalla, des Titus, das Amphitheater des Marcellus, das Colosseum, das waren Bauten, in die man zehn solche Jardins d'hiver hinein setzen konnte. An den nackten Mauern dieser Gebäude erfreut, erhebt man sich noch heute; was wird nach zwanzig Jahren von den Spielereien des Pariser Wunderwerkes übrig geblieben sein?

Als wir heimkehrten, es mochte fünf Uhr sein, wehte plötzlich am Ende der Rue royale auf dem Boulevard eine roth-schwarz-goldene Fahne. Wir gingen schneller, um zu sehen, was es gebe, und erblickten die Deutschen, welche vom Exerciren auf dem Marsfelde zurückkamen. Die Zugführer und Fahnenträger schritten, trotz des Princips der Gleichheit, mit wahrer Offiziers-eitelkeit einher; das muß wohl in den Deutschen liegen. Sie quälten sich ängstlich, im Schritt zu gehen, und banden ihre junge Freiheit gleich vorsichtig an Richtung und Fühlung. Das ist den hunderttausend Ouvriers neulich gar nicht eingefallen; da ging jeder wie es ihm gefiel, und doch machte der Zug einen so würdigen Eindruck.

Einige Compagnien sangen, man konnte nicht hören was, aber dabei fiel es mir recht traurig auf, daß wir Deutsche nicht einmal ein National-lied haben; keine Melodie, wie die Marseillaise oder das Rule Britannia, rule the waves, bei

der jedes Herz erzittert in freudigem Stolz. Wie hat man Deutschland mißhandelt, wie haben sich die Deutschen mißhandeln lassen!

Mitten auf den Boulevards machten sie Halt. Sie riefen: »vive la République!« Es entstand ein Gedränge, ein Auflauf; wir blieben in der Ferne. »Was giebt es? was machen die Deutschen dort?« fragten wir einen Vorübergehenden. »Ich weiß nicht, meine Damen; es wird wohl die österreichische Gesandtschaft sein, der die Deutschen ein Vivat bringen,« entgegnete naiv der gute Bürger. Inzwischen wälzte sich der Ruf: »la révolution à Vienne! la république à Vienne! l'abdication du prince de Metternich!« über die ganzen Boulevards. Ein Zeitungsverkäufer hatte über seinem Tisch die Tricolore entfaltet; die Worte: »Vive la République! la révolution à Vienne!« prangten in ihrer Mitte. — Wir hielten es für einen Puff. Und doch ist es Wahrheit geworden. Die Tyrannei gestürzt in

Wien, durch Metternich's Starrheit, in Metternich's Person! Louis Philipp im Exil, Metternich auf der Flucht! Es giebt eine Nemesis in der Weltgeschichte! Cäsar verblutet auf dem Kapitol, Ludwig XIV. stirbt im Lebensüberdruß der Uebersättigung, Napoleon verschmachtet auf St. Helena, Louis Philipp geht arm in das Exil und Metternich führt den Sturz der Tyrannei in Deutschland herbei.

Man spricht von großer Aufregung in Berlin, größer als unsere Briefe von dort sie schildern, von Unruhen in Polen, und auch hier sieht es sehr bedrohlich aus. Es bildet sich unter Flocon eine Partei, der schon Ledru Rollin zu gemäßigt, ein Aristokrat erscheint. Flocon soll im Klub gesagt haben: »Man will die Wahlen beschleunigen, weil man das Hereinbrechen der Anarchie fürchtet, falls die Nationalversammlung nicht bald zusammentritt. Aber wir wollen die Anarchie, wir bedürfen der Anarchie. Der Künstler, welcher

aus einer schlechten Erzstatue eine neue, gute machen soll, muß sie erst im Feuer zerschmelzen, sie auflösen, das Metall in neuen, glühenden Fluß bringen. Wir werden keine neue Gesellschaft bilden, keine Regeneration ist möglich, so lange die Monogamie, die Ehe und die Familie Sklavenketten bilden, an denen das Christenthum uns hält. Ehe die staatliche Freiheit beginnt, ehe die bürgerliche anfangen kann, muß die menschliche Freiheit begründet sein.«

Das Volk, d. h. die Proletarier sagen: »Wir wollen Deputirte haben, die nicht lesen, nicht schreiben können; denn die Andern haben über den Büchern den Blick für unsere Zustände verloren und urtheilen nach Theorien. Wir wollen Deputirte, die von den großen Staatsverhältnissen nichts wissen, die nichts kennen als unsere Noth, und nichts berücksichtigen als unser bien-être!«

So erzählten mir gestern ein Paar leidenschaft-

liche Verehrer der anarchischen Umschmelzung. Sie waren dabei so vergnügt wie Kinder, deren Eltern einen Wohnungswechsel vorhaben, und die sich in der allgemeinen Unordnung glückselig fühlen, weil sie thun und machen können, was sie wollen. Wie das enden wird?

So lange die Völker roh sind, wird die Vergangenheit maßgebend bleiben für die Zukunft; Mißbrauch der Freiheit wird zur Diktatur eines Massaniello oder Rienzi, zur Kaiserherrschaft eines Bonaparte führen. Sind die Franzosen aber reif für die Freiheit, ist die humane Bildung des Volkes eine Wahrheit geworden, so werden sie in der Freiheit das Maaß, das Gesetz finden und achten, und eine feste Republik wird entstehen, deren Grundlage schon die Keime jener socialistischen Zukunft in sich tragen wird, welcher wir unzweifelhaft entgegengehen.

16.

Paris, 20. März.

Gestern ist mir eine vollkommen neue Offenbarung geworden, wenn man es Offenbarung nennen kann, daß urplötzlich verwirklicht vor uns steht, was wir lange in unserem Innern als Ueberzeugung besessen haben. — Ich habe die Rachel als Pauline im Polyeuct von Corneille gesehen und sie nachher die Marseillaise singen hören.

Tausendmal habe ich behauptet: das, was man uns jetzt auf dem Theater bietet, an Dich-

tung und Darstellung, ist nicht das Rechte, ist nicht das Schöne; es muß ein Anderes geben, weil man fühlt, daß es existirt. Tausendmal habe ich auch gesagt, das Theater, die höhere dramatische Dichtung kann den Vers nicht entbehren. Der Rhythmus muß im höheren Drama der Träger des Gedankens sein, der ihn über das Alltägliche erhebt. — Ich habe seit Jahren keine Freude am Theater gefunden, selten durch die neuen Werke einen wirklich tiefen, erhebenden Eindruck empfangen. Die meisten haben mich durch innere Unwahrheit, durch Mattherzigkeit und Glaubenslosigkeit geärgert, oder durch Phrasen und Schlagworte gelangweilt, die nicht hineingehörten. Vor den Schauspielern, vor der Convention der Sprache, vor dem hohlen Pathos der Tragirenden, bin ich immer wahrhaft erschrocken.

Mir hat es lange vorgeschwebt, daß Einheit der Scene eine Bedingung des ächten Dramas

sein müsse, und nun ich das erste Stück von Corneille gesehen habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß Einheit des Ortes und der Zeit eine Nothwendigkeit für das dramatische Kunstwerk ist. Sie stimmen den Hörer allein zu jener Ruhe, welche die Auffassung des Kunstwerkes fordert, und das spannende Interesse an der Handlung, welches die moderne Tragödie beabsichtigt, ist ein Kunststück, unwürdig der Kunst. Die Franzosen, welche ihren Corneille, Racine, Voltaire höher stellen als Victor Hugo und Dumas, haben Recht; wie die Italiener Recht haben, welche sich an ihre alten klassischen Dramen halten. Das Drama im höhern Sinne soll uns den Menschen zeigen im Kampfe mit den Lebenswirren, welche als Nothwendigkeit aus seiner Natur hervorgehen und dadurch seine Entwicklungsgeschichte bilden. Es soll uns eine histoire intime im größten Style geben, der sich auch in geringen, untergeordneten äußern Verhältnissen bethä-

tigen kann. Diese Seelenentwicklung zu betrachten, bedürfen wir der Ruhe; Ruhe entsteht durch Sammlung, und diese wird unmöglich, wenn unsere Phantasie von Norden nach Süden gehetzt und durch die Erwartung wunderbarer Entwicklungen gespannt wird, wie beim modernen Drama.

Und nun Polyeuct und die Rachel! — Sie ist eine kleine, wenigstens nicht große, sehr magere Gestalt; ein nicht schönes Gesicht, in dem nicht einmal der schöne jüdische Typus ausgeprägt ist; eine hervortretende Stirne, kleine, sehr tief liegende Augen; die Bewegung der Ellenbogen fast eckig, die Haltung des Rückens, des Kopfes etwas gebeugt. So trat sie in dieser Rolle auf.

Sie spielt die Gattin eines Römers, der sich zum Christenthume bekennt, das sie als Anhängerin der alten Götter verachtet. Von dem Vater zur Ehe mit Polyeuct gezwungen, hat sie der

Liebe zu dem Feldherrn Severus entsagen müssen und sich aus dem Gehorsam gegen den Vater, aus der Treue gegen den Gatten einen Kultus gemacht. Das Drama beginnt mit der Rückkehr des Severus in dem Augenblicke, wo Polyeuct, des Abfalls von den Göttern angeklagt, zum Tode verurtheilt worden ist. Die heftigsten Seelenkämpfe entstehen. Alle Bitten der Gattin, des Vaters vermögen nicht Polyeuct zum Widerruf zu bewegen. Polyeuct wird zum Tode abgeführt, nachdem er vorher Pauline, die tugendhafteste Gattin, dem Severus, als dem edelsten der Römer, vermacht hat. Pauline aber folgt dem Gemahle bis zum Richtplatz. Sein Märtyrertod bekehrt sie zu der neuen Lehre. Sie und ihr Vater, ein Oberpriester, werden Christen, und Severus, von dem sich Pauline dadurch für immer scheidet, verspricht ihr großmüthig, den Schutz des Kaisers für die Christen zu erbitten.

So schlicht diese Erfindung in der Erzählung klingt, so wenig ich das Pathos der altfranzösischen Tragödie in Schutz nehmen will, wo es übertrieben ist, so sind es doch lauter große und reine Motive, um die es sich hier handelt; ein hoher Grundgedanke, an dem sich die einzelnen Charaktere entfalten und bewähren. Wenn Stratonice ihrer Freundin Pauline vorhält, daß es Unrecht war, ohne Neigung zu heirathen, und Pauline in der Würde trostloser Entsagung antwortet: »Mais j'avais un père!« so wiegt dies im Eindruck auf die Zuschauer gewiß das todte, auswendiggelernte: »Du sollst Vater und Mutter ehren« auf.

Immer habe ich gefragt, wenn wir die Frauen auf dem Berliner Theater herumwüthen sahen: »wer rast denn im Schmerz? wer ficht so mit den Armen? wer agirt so, wenn er das Geheimniß seiner Liebe ausspricht? wer schreit denn seine Leiden so aus?« — Von all diesen Verkehrtheiten

ist keine Spur an der Rachel. — Je mehr sie leidet, je tiefer ihr Schmerz wird, um so stiller, um so klangloser wird ihre Stimme. Nur schneller, nur angstvoller, nur thränenbebender spricht sie. Sie stürzt nicht ab von der Scene; würdevoll geht sie davon, ihr Leid dem Auge zu entziehen, in schöner Achtung vor der eigenen Schönheit, vor der Heiligkeit des Schmerzes. — In jeder Bewegung, in jeder Vibration ihrer Stimme fand ich die Bestätigung meiner Ueberzeugung, daß jede Kunst nach den Regeln der Plastik, durch die höchste Einfachheit und Beschränkung der Mittel das Höchste leistet. Das moderne Drama, selbst Shakespeare, selbst Göthe im Götz, und Andere stehen hinter dem antiken Drama zurück. Sie verhalten sich dazu wie Genremalerei — die ja in ihrer Art vollkommen sein kann — zur Plastik. — D a s Drama, welches als Erziehungsmittel der Nationen benutzt werden kann und soll, ist aber allein das plastische

Drama, welches innerlich wirkt, weil es nicht äußerlich spannt, die Neugier nicht anregt.

Das Kostüm der Rachel war vollendet. Ein ganz weißes, fein wollenes Gewand, sehr lang auf die Füße herabfallend, am Halse ausgeschnitten, blousenartig natürlich, ohne genähte Falten, mit einer Binde von demselben Stoff, welche also Querfalten gab, unter der Brust gebunden; die kurzen Aermel wie bei der Statue der sitzenden Agrippina mit drei Edelsteinen geschlossen. Darüber trug sie einen goldgelben Mantel von Wolle ohne alle Stickerei oder Besatz, streng nach dem Bilde der Antike; er ward auf der linken Schulter mit einer Gemme zusammengehalten, den rechten Arm für die Bewegung freilassend; das Haar hatte sie mit einigen Streifen goldenen Bandes durchflochten, das Scheitel und Flechten umschloß.

Als sie nach der Sterbescene ihres Gemahls auf die Bühne zurückkehrte, hatte sie den Mantel

abgethan, die Stirnbinden nach hinten geschoben, so daß diese in losen Zügen die Flechten umgaben und von Vernachlässigung des Aeußern zeugten. Nichts von jener gemachten, komödienhaften Theaterraserei der offenflechtigen, haarsträubenden Verzweiflung. In langen, ruhigen Falten hing das weiße, keusche Gewand an ihrem Körper hernieder, wie an der schönsten Gewandstatue; und schnell, mit verstörtem Blicke eintretend und festen Fuß fassend im Vordergrunde, erzählt sie den Tod ihres Gatten und sagt: »j'ai vu! je sais! et je crois!« beide Arme in Extase gen Himmel breitend und die Augen, strahlenwerfend, erhoben in Verklärung. Mir bebten Schauer des Entzückens durch alle Adern, als der Vorhang fiel.

Aber nun erscholl es: »Rachel! la Marseillaise! la Marseillaise! Rachel!« — Der Vorhang ging auf. In demselben weißen Gewande, eine dreifarbige Schärpe unter der Brust

um die Taille geschlungen, das Haar in der Vernachlässigung des letzten Akts, trat sie schnell aus den Coulissen hervor in das Proscenium. Die Musik accompagnirte leise, denn Rachel hat wenig Stimme, und nun begann sie.

Dafür giebt es durchaus keine Worte. Was der Zorn der tiefsten Unterdrückung, was die Empörung des entmenschten und sich doch menschlich fühlenden Sklaven an finsterem Ausdruck in die Züge eines Menschenantlitzes pressen kann, das lag in ihrem Gesichte. Eine Kriegsfurie, eine entfesselte Rachegöttin, wie der Schönheitssinn der Helenen sie dargestellt hat; schön, wie das lähmende, versteinernde Antlitz einer Meduse. Jeder Nerv in mir hat gebebt, als man hinter der Scene einen leisen, dumpfen Trommelwirbel hörte, und sie, fest in das Publikum blickend und es bannend unter die Gewalt dieses magnetischen Blickes, mit der rechten Hand in die Ferne zeigend, die Worte sang oder sprach — denn es

hält die Mitte zwischen beidem: »entendez-vous dans ces campagnes mugir ces féroces soldats? — Ils viennent, jusque dans vos bras, égorger vos fils et vos campagnes?« Ein Strom von sanfter Trauer überfluthete ihren Zorn bei diesen letzten Worten, und die rächende Göttin hatte eine milde, weiche Klage für das Loos der Geopferten.

Dann die prachtvolle Zuversicht in den Worten:

Tremblez, tyrans et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis.
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!

Die spöttische Geringschätzung derer, welche die Freiheit zu tödten glauben, indem sie den Menschen tödten:

Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

Die Zuversicht auf die Unsterblichkeit, auf den Sieg der Freiheit lag in einer einzigen Bewegung des rechten Armes, den sie mit stolzer Verachtung emporhob, als schleudre sie jeden Zweifel aus der Welt.

Plötzlich rafft sie sich empor, geht festen Schrittes in den Hintergrund, in dem die dreifarbige Fahne aufgepflanzt war, ergreift sie, hält sie hoch empor in der Rechten, sie frei entfaltend, ein freies Banner. Vor diesem Banner, daß sie selbst erhebt und hält, vor diesem Banner, das sie mit inbrünstiger Verehrung an ihre Brust drückt, sagt sie:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Für den Ton dieses liberté! liberté chérie! reicht keine Schilderung aus. Es war der lei-

denschaftlichste Enthusiasmus, die tiefste, anbetendste Herzensliebe in ihrer Stimme.

Rachel ist die personificirte, die menschgewordene Marseillaise, der fleischgewordene Begriff des Freiheitskampfes. Immerfort klang es in meiner Seele: und das Wort ward Fleisch! — Ja! das soll das Wort! Es soll, es muß Fleisch werden, um zu sein! Und es ist auch darin ein Gott, daß diese menschgewordene Marseillaise eine Jüdin, die Tochter der Unterdrückten ist.

Eine halbe Stunde nachher, als man bereits ein Lustspiel aufführte, löste sich die gewaltsame, starre Ergriffenheit meiner Seele, und da erst brach ich in einen Strom heißer Thränen aus. Ich werde den Abend nie vergessen, niemals!

Da ich nicht allein hingegangen war, also abhängig von Andern, mußte ich noch ein, freilich gutes Lustspiel von Alfred de Musset ansehen. Es hieß le caprice, und die Allan spielte meisterhaft darin. Teppiche über dem Fußboden, geschlossene Coulis-

sen, vollständige Möblirung des Zimmers geben der Bühne eine ruhige Behaglichkeit, welche gewiß viel zu dem guten Spiele der Franzosen beiträgt.

Beim Herausgehen aus dem Theater hörten wir von einem Zeitungsausrufer — es war nach zwölf Uhr — einen sehr komischen Puff: »Messieurs! la Presse! le Journal la Presse, Messieurs! dernière édition du soir! Messieurs! l'abdication de l'empereur Nicolas en faveur de Louis Philippe!« Es geschehen übrigens solche Wunder, daß man eigentlich auch daran glauben könnte.

17.

Paris, 21. März.

Die Posten von Berlin sind nicht angekommen, das Gerücht von einer Revolution bestätigt sich. Auf der Gesandtschaft hatte man keine Nachrichten und war in eben solcher Spannung als wir.

Um über die Zeit fortzukommen, macht man Besuche, sieht Merkwürdigkeiten und geht in die Theater. So sind wir heute Abend in das Theater von Alexander Dumas gerathen. Es liegt auf dem Boulevard in der Gegend des

Faubourg St. Martin, heißt Théâtre historique und ist im Innern von der heitersten Pracht; bunt, fröhlich, kokett, als müßten lauter Maskenbälle darin gegeben und die witzigsten Intriguen in's Leben geführt werden.

Das Stück aber, welches man darstellte, war nach meinen Begriffen weder heiter noch schön, sondern unerträglich: der erste Theil des Dramas »Monte Christo,« das zwei Abende ausfüllt, jeden Abend mit fünf Akten. Gegen das Unkünstlerische dieses Einfalls zu sprechen, ist überflüssig; denn wie weit diese Art von dem Princip der Einheit abliegt, das ist klar. Aber nun erst das wüste Durcheinander von Scenen, von Menschen, von Zuständen! Wenn man den Roman, wie ich, nicht kennt, versteht man es gar nicht und wird ganz schwindelnd davon. Bald ein Salon mit vornehmer Sentimentalität, dann wüthende Marseiller Fischer in ihrer Hütte; arme Schneider oder so etwas in der Mansarde; Gefängnisse,

französische Revolution, Vergrabung eines gemordeten neugebornen Kindes durch den Vater, der es gemordet hat; ein tugendhafter, im Gefängniß sterbender Weise; in einer Nebenzelle sein Freund Monte Christo, der sich zu dem Kranken einen Weg durch die Mauer bricht und ihn erst als Kranken, dann als Leiche durch das Verbindungsloch hin und her zieht; man muß das physische Leiden des armen Schauspielers dabei bejammern; noch einmal Monte Christo, der sich in einen Sack wickelt, um statt der Leiche des todten Greises vom Felsen in's Meer gestürzt zu werden, und der dann im Wasser aus dem Sacke herauszappelt, um seine Flucht zu bewerkstelligen, was man alles auf der Bühne sieht; Todesgrauen, tugendhafte Seelenbefriedigung, dies Alles geht wild durch einander und bildet ein merkwürdiges Ragout von spannenden, aufregenden Scenen.

Ich mußte immer an das Gebräu von Mac-

beth's Hexen denken: »Türkenlebern, Judennasen!« Es ist alles darin, es fehlt nichts, und die Pracht, die ganz eigenthümlich künstliche Einrichtung des Dekorationswesens umfangen uns wie ein toller Mährchentraum. Aber ich sagte doch, aus voller Seele aufathmend: »Gottlob, das es vorbei ist!« als wir auf die Straße kamen und ich mich von dem wüsten Hexenspuk dieses Durcheinanders befreit fühlte; denn daß ich die Fortsetzung nicht sehe, versteht sich von selbst. — Wie ein Volk, das die Rachel in antiken Rollen sieht und zu schätzen versteht, solches Machwerk ertragen kann, ist kaum zu erklären, wie denn überhaupt die Manierirtheit der Franzosen in der Kunst auffallend bleibt.

Wir waren am Morgen im Louvre, in dem die Kunstausstellung eröffnet worden ist. Da man den Grundsatz der Freiheit auch auf den Salon ausgedehnt hat, so enthält der Katalog mehre tausend Nummern. Jeder, der ein Stück Leinwand

zum eigenen Vergnügen mit Farben überstrichen, hat es zur Ausstellung gesendet, und neben den Werken erster Meister kommen Bilder vor, wie sie über Reiterbuden, Menagerien und Wachsfigurenkabinetten hängen. Wir waren spät angelangt, das Gedränge war sehr groß; wir mußten uns also begnügen, einen Gang durch die schönen Säle zu machen, hie und dort flüchtig mit dem Auge verweilend, wo Schönes lockte.

Zum Schlusse kamen wir in die Säle der Skulptur, und eilten die Statuen Klessinger's zu sehen. Es sind deren zwei ausgestellt. Man hatte sie uns beide im höchsten Grade gepriesen. Klessinger, der mit einer Tochter von George Sand verheirathet ist, machte durch eine nackte Frauengestalt, welche er vor ein Paar Jahren geliefert, großes Aufsehen. Auch diesmal hat er wieder nackte Frauenbilder geschaffen. Die eine war so von Beschauern umringt, daß wir sie gar nicht sehen konnten, denn sie ist liegend darge-

stellt. Wir wendeten uns also zu der andern — und mit Schrecken, mit Widerwillen davon ab.

Es ist eine berauschte, nein, eine betrunkene Bacchantin — auch das ist noch nicht der Ausdruck für diese Statue, für diesen Zustand. Adolf Stahr setzt in seinem Werke über Italien vortrefflich auseinander, wie die alten Meister, Rafael, Tizian und deren Zeitgenossen, christliche oder heidnische Mythe als Deckmantel benutzen mußten, um das rein Menschliche, das sinnlich Berechtigte darzustellen. Hier aber wird die heidnische Mythologie angewendet, um unter ihrer Aegide das Unberechtigte, das Unschöne der gesunden Menge aufzudringen, welche sich sonst widerwillig davon abwenden würde.

Keine Spur von der jubelnden, frischen Lebensfülle der Bacchantinnen des Alterthums, die selbst da, wo der Geist des Weines sie übermannt und sie in die Arme eines Fauns sinken, nie unschön werden. Es ist nur ein leichter Rausch,

vom Weine erzeugt, der die Lebenslust bis zur Ekstase steigert und den Bacchantinnen in der Glücksempfindung des Daseins jubelnde Päane des Dankes für das Geschaffensein erpreßt. Man kann die jüngsten Mädchen hinführen vor die große Vase in der Villa Albani zu Rom, auf der ein Bacchanal dargestellt ist, ohne ihr weibliches Empfinden zu verletzen, ohne ihnen einen andern Eindruck zu geben, als den freudigen Genuß der reinsten Schönheit. — Diese Bacchantin aber ist ein trunkenes, zügelloses Weib, das in bewußtloser Unschönheit niedergesunken, den schönen Körper zu ungefälligen Linien verdreht. Brust und Leib sind so gehoben, der Nacken so zurückgeworfen, daß man von der einen Seite den Kopf gar nicht entdeckt. Wahrhaft empörend ist diese Darstellung und ein Verbrechen gegen die Reinheit der Kunst. Wie mag nur George Sand das ansehen! und wie kann das die französische Kritik loben! — Die Franzosen sind

Idealisten, denn sie gründen eine Republik, sie stellen die Idee der Freiheit in der Wirklichkeit her. Wie können sie die Kunst so mißbrauchen lassen? Wer das Ideal in einer Richtung erkennt, muß es nach allen Richtungen verstehen und ehren, und Ehrfurcht vor dem Ideal wird die Religion der Zukunft sein.

18.

Paris, 22. März.

Endlich Nachrichten aus Berlin! Gestern Abend spät sind die ersten sichern Berichte eingetroffen. Mieroslawski im Triumphe durch die Stadt getragen — Kanonenschüsse, Volksmord in der christlichen Hauptstadt des christlichen Staates, unter den Augen des Königs! Der weiße polnische Adler und die roth-schwarz-goldene Fahne zugleich emporflatternd zum Lichte aus langer Knechtschaft! Man jubelt auf und denkt zugleich mit tiefem Schmerze an all die Opfer der Unter-

drückung, welche in Nacht untergingen, ehe dieses Morgenroth der Freiheit über die Erde leuchtete. —

Wie ist man angstvoll in der Trennung! Die Ferne hat etwas Entsetzliches und es ist mir ein großer Schmerz, daß ich fern bin in dem ersten großen Augenblicke, den die Geschichte Deutschlands bietet, seit ich denken kann.

Was wird die nächste Zukunft schaffen in Deutschland, in Preußen? Es giebt gewisse Dinge, welche Volk und König einander nie verzeihen, nie vergessen können. Eine wirkliche Aussöhnung zwischen unserem mittelalterlich monarchischen Könige und der Idee der Volksfreiheit ist so unmöglich, wie die Herstellung einer innerlich zerstörten Ehe. Ein Volk soll aber kein Scheindasein führen.

Wir leben in einer Zeit, welche gewaltsam mit ihrer Vergangenheit zu brechen scheint, und

man wird den Kampf verlängern, wenn man nur halb bricht, wenn man nicht allen Schutt des Zusammengestürzten forträumt. Das wird viel Noth, viel Mühe machen, Mancher wird obdachlos oder unter den Trümmern verschüttet werden, Mancher der nothwendigen Arbeit des Neubaus erliegen. Es wird nicht bleiben bei den politischen Umgestaltungen; die sociale Revolution bricht unaufhaltsam herein. Hier gilt nur ein Entweder Oder. Das hat etwas furchtbar Beängstigendes. Es ist ein Entsetzen, so wie wir auf der Wetterscheide der Weltgeschichte zu stehen, zwischen dem Tode der Vergangenheit und der Geburtsstunde der Zukunft — und doch mußte dieser Augenblick kommen! Es war eine Ungerechtigkeit, eine Lüge in der Welt, denen ein Ende gemacht werden mußte, weil die Menschheit beide zu fühlen begonnen hatte. Wer weiß, ob die große sociale Reformation nicht gerade in Deutschland zur Vollendung kommt, wie einst die religiöse Refor-

mation, die ja auch ihre Vorgänger in allen romanischen Ländern gehabt hat!

Heute Morgen hat uns Heine besucht; sein deutscher Diener führte ihn bis in unser Zimmer. Er ist sehr erschüttert durch die Ereignisse. »Ich wollte,« sagte er, »sie wären früher oder später gekommen; denn sie in meinem Zustande erleben zu müssen, ist um sich todt zu schießen.« — Wir sprachen von Attatroll und ich erzählte ihm, wie uns die Stelle belustigt: »Auch die Juden sollen künftig volles Bürgerrecht genießen; nur nicht tanzen auf den Märkten! Dieses Amendement, ich mach' es im Interesse meiner Kunst.« — Er versicherte, dies sei ein Zug, den er aus dem Leben genommen. Er habe in seiner Jugend in Göttingen einen sehr vernünftigen, durchaus liberalen Apotheker gekannt, der immer ganz ernsthaft ausgesprochen habe, die Juden müßten volle Gleichstellung erlangen und Alles werden können, nur nicht Apotheker.

Nachher sprach er von seinem Leben und nannte es ein glückliches. Wie schön ist das, wie selten hört man das von einem Manne, dem doch so vielfach Unrecht geschehen ist! Er sagte: »Ich habe so viel Glück gehabt, daß ich eigentlich nie ehrgeizig war; das höchste Glück! Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständniß und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns aneinander. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor dieser Seligkeit; ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glückesfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernsthaft darüber gedacht: die Liebe befestigt kein Miethkontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu bestehen und zu gedeihen.«

Nachher gedachte er seiner großen, unzerstörbaren Lebenslust. »Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Meine Lebenslust ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern; sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!« — »Warum wählen Sie solch schauriges Bild? Es war in Ihnen so viel gesundes Heidenthum, daß die Götter einem Dichter wie Ihnen bis zum letzten Athemzuge Daseinsfreude gönnen müssen.« — »Ach die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so etwas thut bloß unser alter Jehovah!. Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküßt, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit Jehovah in der Nacht, und er hat mir gesagt: »Sie dürfen Alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist.«

Dann kam die Rede auf die persönlichen Verhältnisse von George Sand und Rachel. Mit einemmal fing er an zu lachen. »Da muß ich Ihnen eine meiner heitersten Geschichten erzählen. Als ich vor Jahren Rachel's persönliche Bekanntschaft machen sollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land geschleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man setzt mich an einen Tisch, es erscheint Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel.« — »Wo ist Rachel?« fragte ich. — »Elle est sortie,« hieß es, »mais voilà toute sa famille!« Und nun lache ich, daß Alle denken, ich habe den Verstand verloren. Mir fiel nämlich die Anekdote ein von dem Manne, der ausgeht, ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu sehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abstammen sollte. Als er anlangt und fragt: »wo ist das Ungeheuer?« antwortet man ihm: »wir haben es in das Museum

geschickt, aber hier ist der Karpfen und das Kaninchen; überzeugen Sie sich selbst.« — Ich werde mein wahnsinniges Lachen und das Erstaunen der civilisirten Franzosen nie vergessen.«

So plauderten wir lange; Heine war sehr angeregt, sehr heiter, kam aber immer auf den Ernst der Zeitfragen zurück, und ich hätte die reinste Freude an dieser Stunde gehabt, wäre er nicht so leidend, müßte man nicht immer denken, daß dieser liebenswürdige, heiter spielende Geist, der doch so tiefsinnig sein kann, vielleicht nur zu bald nicht mehr ist. Sein Wesen und seine Werke sind vollkommen identisch, und die Originalität seines mündlichen Ausdrucks ganz seiner Schreibweise gleich. Als er fortging, verhieß er uns wiederzukommen, sobald er wohl genug sei, und wir versprachen ihm jede Nachricht aus Deutschland mitzutheilen, die wir erhalten würden.

19.

Paris, 24. März.

Auf allen Straßen werden Zeitungsblätter ausgerufen mit der Nachricht vom emprisonnement du roi de Prusse et de ses ministres, von der abdication du roi de Prusse. — Ich zweifle, daß ich in Paris bleibe; die Spannung, die Ungewißheit über die Vorgänge in der Heimath sind so quälend, daß man darüber jede Genußfähigkeit verliert.

Die Deutschen hier rüsten sich zum Abmarsch; sie wollen fort, sobald sie Geld haben. Auf der

Gesandtschaft sagte man uns, daß man ihnen keine Pässe ertheilen werde; sie werden aber ohne das gehen, und — in ihr Unglück, wie zu fürchten steht. Wenn man fragt: »was sollen denn diese Leute jenseit des Rheines thun?« so heißt es: »ihren Brüdern beistehen.« — Aber worin? Im Kampfe? — Es ist ja kein Kampf in Deutschland, was sollen die brotlosen Arbeiter dort beginnen? »Sie sollen die Aufregung vermehren, aus der der Kampf und die Republik hervorgehen.« — Das sagen Menschen, die sonst ganz vernünftig sind, und Niemand will bedenken, daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politischer Bildung schnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürsten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herstellen. Wie gern wollte man schon jetzt an diese Möglichkeit, wie gern an die republikanische Verfas-

sung in Deutschland glauben, wenn man es nur könnte!

Bei all den Besorgnissen giebt es aber doch eine Freude: den Sturz der pietistischen Büreaukratie in Preußen. Ich möchte jetzt wohl die frommen Geheimeräthe sehen, die Knechte des Gottes, welcher den christlichen Staat und die absolute Monarchie Preußen vorzugsweise liebte und vor Attentaten und Constitutionen bewahrte, die, ein Blatt Papier, zwischen dem König und dem Volke schweben. Da wird nun alles Beten in der Geheimerathskirche im Thiergarten nichts helfen; der polnische Adler flattert trotz des rothen Adlerordens vierter Klasse, und der beschränkte Unterthanenverstand kommt doch an's Ruder.

Wie politisch gebildet hier das eigentliche Volk ist, das haben wir heute gesehen. Wir waren Abends im Conservatoire des arts et métiers, wo ein Professor Blanqui, Bruder des Blanqui, den wir neulich im Klub hörten, einen Vortrag über die

Finanzkrisis in Frankreich hielt, und das Wesen der Banken in den verschiedenen Ländern erklärte. Das Lokal ist weit oben im Faubourg St. Martin und das Auditorium bestand aus etwa achthundert Männern, von denen bei weitem die Mehrzahl Blousen trugen. Obgleich der Vortragende sich auf den praktischsten Standpunkt gestellt hatte, mußte ich recht sehr aufpassen, um folgen zu können. Das Publikum aber schien vollkommen an dergleichen Materien gewöhnt, folgte mit Theilnahme und gab oft seine Zustimmung durch Bravorufen und Beifallklatschen zu erkennen.

Am Morgen waren wir im Invalidenhause, wo man an dem Denkmal Napoleon's baut. Wir besuchten den Dom, die Wohnungen, sahen die einzelnen Compagnien speisen, man zeigte uns die Gärtchen. Die alten Garden der Kaiserzeit haben neben der jungen Mobilgarde schon etwas ganz Fabelhaftes; man muß sich besinnen, daß ihre Zeit erst so kurz vergangen ist.

Als wir dann das Luxembourg besuchten, um die Zimmer der Maria von Medicis, die Galerie moderner Malerei und die Kapelle zu sehen, in welcher die Ehen der Pairs eingesegnet wurden, bemerkten wir eine lebhafte Bewegung in dem Hofe, der zu den Sitzungszimmern von Louis Blanc führt. Plötzlich theilte sich die Menge, ein Zug erschien, eine Prozession von Frauen in verschiedener Tracht, von verschiedenem Alter. Eine derselben, die voran schritt, trug die dreifarbige Fahne. Es waren die Westennähterinnen, les giletières, der großen Kleidermagazine, welche Verbesserung ihrer Lage verlangten, wie man sie den männlichen Kleiderarbeitern bewilligt hatte: höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit. Niemand außer uns beachtete diese Prozession der Frauen als etwas Besonderes.

In diesen Tagen sind einzelne Corps verbannter Polen und Belgier mit Unterstützung der Regierung nach ihrer Heimath abgegangen. Man

sucht so viel Menschen als möglich fortzuschaffen; die Belgier aber sind schlecht empfangen und, wie wir hören, in Lille auf die Festung gebracht worden, sobald sie die Absicht zu erkennen gaben, die Republik in ihrem Vaterlande zu proklamiren. Dennoch will in diesen Tagen ein neuer Trupp über die Grenze gehen, und auch die Deutschen werden gewiß noch in dieser Woche aufbrechen. Sie werden an zwei verschiedenen Punkten über den Rhein marschiren, und bleiben fest bei der Behauptung, daß Alles für ihren Empfang vorbereitet, daß die Erklärung der Republik sicher sei. — Jeder Enthusiasmus ist etwas so Göttliches, so Heiliges, daß man ihn überall ehren muß; und so betrachte ich auch Herwegh mit der Achtung, die ich vor jedem Kultus, die ich vor dem katholischen Ritus habe, an den ich selbst nicht glaube. Herwegh und seine Frau sind in einer Ekstase, die Glück im Glauben in sich trägt. Beide sind von einer Opferfreudigkeit,

wie ich sie selten gesehen habe. Die Zeit der religiösen Opfer ist vorüber, möchten die Beiden nicht Opfer eines politischen Irrthums werden. Sie sind jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorstellung taub aus Enthusiasmus.

20.

Paris, 26. März.

Gestern angelangte Briefe befestigen unsern Vorsatz; wir werden nach Deutschland zurückkehren und Paris morgen Abend verlassen. Wo die Seele nicht ist, muß man nicht bleiben. Seit ich weiß, daß ich nach Deutschland gehe, daß ich diese Zeit mit erleben werde, seit gestern Mittag bin ich so ruhig geworden, daß ich mich vortrefflich im Theater zu amusiren vermochte.

Wir waren im Gymnase, sahen Bresson und Rose Chéri in »Royal Pendart,« und ein Ge-

legenheitsstück, »les filles de la liberté.« Royal Pendart nennt sich ein Klub junger Männer am Hofe Ludwigs XVI., die, gelangweilt von der beginnenden sittlichern Richtung des Hofes, zusammengetreten sind, um die »gute alte Art« unter sich aufrecht zu erhalten, und die in galanten Abenteuern, Trinken, Spielen, Jagen, mit einem Worte in den sieben nobeln Passionen ihren Ruhm suchen. Ein galantes Abenteuer ist denn auch der Mittelpunkt des Stücks, eine Entführung, bei welcher der Held — Bresson als Duc de Marsignac — sich ernstlich in die Duchesse de Marvigly — Rose Chéri — verliebt und durch ihre Tugenden von all seinem Leichtsinn geheilt wird.

Bresson und die Chéri sind beide schön, beide äußerst fein, und all die jungen Taugenichtse des Royal Pendart traten auf der Bühne so gewandt und liebenswürdig in ihren prächtigen altfranzösischen Costümen auf, daß man sich wirklich aus dem Ernst unserer Zeit in jenes schäu-

mende, berauschende Leben zurückwünschen konnte, wie der Mann sich von der Mühe der Arbeit nach den kindischen Spielen des Knaben sehnt, nach seinem Uebermuth und seinem Leichtsinn. Wie ein bunter Schmetterling, so frisch, so leicht, flatterte das ganze Stück vorüber, und man gewann die jungen Roués lieb, denn auch noch der Albernste von ihnen, der Leichtfertigste hatte Züge edler Gesinnung.

Das zweite Stück, »les filles de la liberté,« ist eben so anmuthig als locker zusammengeworfen. Die Göttin der Freiheit tritt auf, in antiker Tracht, die phrygische Mütze auf dem Haupte, und sucht klagend ihre verlorenen Töchter. Plötzlich hört sie singen hinter der Scene; der jubelnde Schall des »mourir pour la patrie« schlägt bekannt an ihr Ohr und ein reizender Gamin — Mademoiselle Désirée — steht vor ihr, in grüner Manchesterhose, blauer Blouse, ein kleines Käppchen mit rother Quaste auf dem Kopfe.

Sie sehen sich befremdet an, aber der Pariser Gamin ist nicht leicht stutzig zu machen. »Woher und wohin?« fragt er, erhält pathetische Antwort und wird nun ebenfalls examinirt. »Je suis un enfant de la liberté,je suis l'émeute!« antwortet er.

Die Freiheit erkennt entzückt ihren kecken Enkelsohn und fragt nach dem Schicksal ihrer sieben Töchter: la liberté de la presse, la liberté du culte, la liberté de la parole u. s. w. »Elles toutes ont été violées par Guizot, par Thiers etc.« — Die Freiheit ringt die Hände in Verzweiflung, die Emeute spricht ihr Trost ein und holt allmälig die Töchter herbei. Sie kommen an; die eine in Ketten, eine andere mit dem Rock eines Municipalsoldaten über dem griechischen Gewande, die liberté de la presse mit Zeitungen, die mit schwarzem Flor zusammengebunden sind, an ihrer Standarte; alle gebrochen und gedemüthigt, alle hoffnungslos. Nur die Mutter Liberté und der Enkel Emeute sind

ungebeugt; sie schließen ein Bündniß, nehmen les filles de la liberté unter ihren Schutz, befreien sie, und am Ende erscheinen die Sieben strahlend in neuer Jugendfrische ohne Fesseln; die großen Zeitungsblätter fliegen unter dem dreifarbigen Bande der Standarte lustig in die Luft, alle Freiheiten zusammen singen die Marseillaise und mourir pour la patrie; die Emeute schwenkt ihr Mützchen und ruft: »tant que je vivrai la liberté ne mourra pas!« und das Stück ist zu Ende unter dem Beifalljauchzen des Publikums.

Solche Stücke, die wahrhaft reizend sind und von unglaublicher Wirkung, können die Deutschen nun eben so wenig machen, wie ein langsamer, tiefer Denker witzig sein kann. Ein Impromptu, ein Witzwort jagt das andere, es ist ein wahres Raketenwerfen von Einfällen, und das Ganze so flüchtig, so bezaubernd und so glänzend wie ein Feuerwerk. Deutsche Schauspieler können das auch gar nicht spielen, wenigstens die Schauspieler

der Hofbühnen nicht, denen der Zopf des gespreizten Beamtenthums immer Nackenschläge giebt, daß sie glauben, ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn sie von der conventionellen Bühnenunwahrheit einmal loslassen und sich menschlich frei und wahr bewegen. Wäre irgendwo eine Revolution wohlthätig, so wäre es auf den deutschen Theatern, die eigentlich lauter Invalidenhäuser mit Anciennitätslisten sind. Um in Berlin die ersten Liebhaberinnen zu spielen, muß man, glaube ich, Großmutter sein, und wer nicht die silberne Hochzeit gefeiert hat, darf nicht als Wallenstein auftreten.

Ein anderes Schauspiel, das uns neulich in das Theater lockte, stellt eine Reihe von Vorgängen der ersten Revolution dar. Danton, Marat, der ganze Convent treten darin auf; Kanonenschläge, Freiheitsreden, die Marseillaise, le chant du départ wechseln mit einander ab. Obgleich das Stück schlecht war, boten doch die treuen

Costüme ein Interesse, und die Idee, solche Stoffe für die Volkstheater zu benutzen, dem Volke seine Geschichte in jeder Gestalt vorzuführen, ist beachtenswerth.

In diesem Sinne ist hier auch eine wunderhübsche Statuette von Terra cotta erschienen: ein junger Offizier der ersten Revolution, die Schärpe um die Hüfte geschlungen, die dreifarbige Fahne entfaltend und den rechten Arm mit dem gezogenen Degen zum Schwure erhoben. Es ist sehr viel Schwung in dem Figürchen, wie denn die Franzosen für moderne Porträtstatuen sehr großes Geschick haben.

Dies ist also der letzte Brief aus Paris und ein wichtiges Kapitel der Gegenwart, das uns mitzuleben vergönnt ward, wird morgen Abend für uns abgeschlossen sein. — Gestern, als wir aus dem Theater kamen, hörten wir hier und dort Petardenschüsse. Man pflanzte in den verschiedenen Mairien die Freiheitsbäume, und wo dies geschah, hatte man die Häuser illuminirt.

21.

Aachen, 28. März.

Die Nachtfahrt von Paris nach Brüssel war sehr unruhig. Dreihundert heimkehrende Belgier, die sich im Convoi befanden, sangen unablässig die Marseillaise. Alle Waggons und Bahnhöfe waren voll von Polen, ernste, sorgenvolle, lebengeprüfte Physiognomien, voll schweigender Zurückhaltung, voll Unglauben an die Möglichkeit des Glücks. — Die Festungswälle in Lille starrten von Kanonen; die Visitationen an der Grenze waren strenger als bei der Hinreise. Man forschte

nach Waffen und untersuchte die Pässe der Männer sehr genau, was langen Aufenthalt verursachte. — Je näher wir der deutschen Grenze kamen, desto unruhiger schlugen unsere Herzen. Als wir von Verviers abwärts fuhren und Aachen erblickten, sahen wir die erste schwarzrothgoldene Fahne. Sie flatterte stolz auf dem alten deutschen Dome Karls des Großen. — Möge sie Heil bringen für Deutschland!